

Nr. 1891  
Das Mädchen Siebenton  
von Horst Hoffmann

Das unheilvolle Wirken einer bislang noch unbekannten Macht hat ein gigantisches Projekt sabotiert: Wie es aussieht, sind alle Heliotischen Bollwerke zerstört worden. Die wabenförmigen Raumstationen, die verschiedene Galaxien unter dem Dach der Koalition Thoregon miteinander verbinden sollten, existieren nicht mehr.

Das hat für die Menschheit unter anderem zur Folge, daß zwei Teile der Erde durch hyperphysikalische Vorgänge in andere Galaxien „verschlagen“ worden sind. An ihrer Stelle erheben sich an zwei Stellen Terras nun sogenannte Faktorelemente.

Eines davon steht bei Kalkutta, in seinem Innern befinden sich Gebäude der Nonggo. Das andere steht in Terrania—und aus seinem Innern haben die barbarischen Dscherro die Hauptstadt der Erde mit ihrem Terror überzogen.

Wo sich die „ausgetauschten“ Menschen aus Terrania derzeit aufhalten, weiß niemand. Der verschwundene Teil Kalkuttas jedenfalls hat sich im Bereich des Teuller\_Systems materialisiert, im Herzen der Nonggo\_Zivilisation.

Von dort aus bricht Perry Rhodan zu einer großen Expedition auf. Er will zur Galaxis Shaogen\_Himmelreich, zu den mysteriösen Baolin\_Nda. Bei diesen Konstrukteuren der Heliotischen Bollwerke will er weitere Informationen über Thoregon\_Zusammenhänge erlangen.

In dieser Galaxis wächst ein Wesen heran—es ist DAS MÄDCHEN SIEBENTON ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Siebenton\_Die junge Frau aus dem Volk der Mönche durchlebt ein ereignisreiches Dasein.

Watyon—Der Priester mischt sich nicht nur einmal in Siebentons Leben ein.

Kollwan—Der Archäologe forscht nach den Hinterlassenschaften der Tessma.

Hentele—Eine der besten Freundinnen Siebentons.

Tseekz\_Ein Kommandant der Caliguren.

1.

*Siebenton, 45 Jahre  
Die Kolonne*

Sie wußte genau, wann es kam. Dennoch überraschte es sie immer noch aufs neue. Auch wenn sie die Minute ahnte und darauf wartete, wenn sie sich schon zum Gebet niederkniet hatte—es traf sie immer wieder bis ins Allerinnerste, in die Seele, in den Kern allen Denkens.

Es fuhr mitten in sie hinein. Ihr wurde heiß und kalt. Es berührte sie, und sie hatte das Gefühl, daß das Licht bis in ihre letzte Zelle drang und sie bis zum tiefsten Gedanken durchleuchtete.

Es dauerte nur einen Augenblick, aber für Siebenton war es wie eine kleine Ewigkeit. Als es bereits längst vorbei war, hörte sie sich ihre Gebete murmeln und um Vergebung für alle bösen Taten flehen, die sie seit dem letzten *Licht* getan hatte oder auch nicht. So genau konnte das kein Mönch wissen. Auch wer sich streng an alle Gebote hielt und versuchte, in Tun und Denken nicht zu sündigen, konnte fehlen.

„Was ich an Gutem getan habe, dafür danke ich dir, Sternlicht“, sprach sie die gängige Formel, die jeder für sich in Einzelheiten abwandeln konnte. „Und was ich Schlechtes getan haben mag, dafür bitte ich demütig um Vergebung.“

Sie hielt noch einige Momente lang den breiten Kopf gesenkt, der so flach war wie der gesamte Körper. Dann richtete sie sich auf und lächelte glücklich.

Das Shaogen\_Sternlicht hatte sie erfaßt und geprüft. Dies geschah alle siebzig Stunden, und solange dies

so war, war ihre Welt in Ordnung. Keine Arbeit, keine Krankheit konnte so schlimm sein, um nicht vom Bewußtsein erhellt zu werden, Teil des Großen Ganzen zu sein, des Sternlichts, und eines Tages ins Tod\_Erleben einzugehen.

“Genug gefaulenzt!” rief sie ihren beiden Gefährtinnen zu, die noch im Staub des Ackerbodens knieten. “Die Arbeit muß getan werden. Wir sind noch immer hinter dem Plan zurück. Bevor es dunkel wird, muß diese Fläche bepflanzt und bewässert sein.”

“Warum, Siebenton?” fragte Oriwad. “Wird es denn nicht regnen? Es regnet fast jede Nacht.”

“Es hat seit dreiundzwanzig Tagen nicht mehr geregnet”, erwiderte Siebenton geduldig, während sie mit ihren dreifingrigen Händen in den Kleincontainer griff und zwei Towambur\_Pflanzen herausnahm.

“So lange ist das schon her?” wunderte sich Greine, mit 98 Jahren die jüngere ihrer Freundinnen. Oriwad war bereits 127 Jahre und wartete eigentlich täglich darauf, daß sich ihr Geschlecht änderte.

Siebenton dachte, auch wenn sie sich über die Einfältigkeit der Frauen manchmal ärgerte, traurig daran, daß sie ihr als Gefährtin dann fehlen würde. Was hieß Gefährtin? Sie war, mit Greine zusammen, wie eine Mutter zu ihr gewesen, in ihren Kinderjahren. Die beiden Mönchinnen hatten sie in dem Abfallbehälter am Raumhafen im Norden der Hauptstadt Bleuht entdeckt, als sie noch ein Neugeborenes gewesen, war. Niemals hatte man herausgefunden, wer Siebentons Eltern waren, doch Oriwad und Greine, damals als Lagerarbeiterinnen auf dem Hafen beschäftigt, hatten ihre Schreie gehört und sie davor gerettet, mit dem Müll in den insgesamt mehr als hundert Containern auf ein Monds Schiff verladen zu werden, das den Abfall auf einen eigens dafür vorgesehenen Planeten brachte.

“So lange?” fragte auch Oriwad. “Aber wer sagt uns, daß es *diese* Nacht dann nicht regnen wird?”

“Ich sage das”, antwortete Siebenton. “Und es wird auch die nächsten Tage und Nächte noch trocken bleiben.”

“Was du nicht alles weißt ...”, seufzte Greine und griff nach neuen Pflanzen, um sie danach mit ihren bloßen Händen in die vorbereiteten Löcher in der Erde zu stecken und anzuhäufeln. “Wir Frauen sollten nicht soviel wissen.”

“Ja”, meinte Siebenton nur.

“Und du machst dir trotzdem andauernd Gedanken?” fragte Oriwad. “Das ist nicht gut.”

“Ebenfalls ja”, antwortete Siebenton und pflanzte die nächsten Setzlinge ein.

“Irgendwann kommt ein Aufseher und nimmt dich uns weg”, sagte Greine. “Du wirst es erleben, wenn du so weitermachst.”

Siebenton atmete tief aus ihren vier Atemöffnungen aus, die quer unter den beiden gelben, runden Augen in einem Gesicht saßen, das breiter als hoch war. Unter dieser “Nase” befand sich die eigentliche Atemöffnung, ein durch eine innensitzende Membran verschließbarer Kreis. Der zahnlose Mund fand sich links an dem achtzig Zentimeter breiten und dreißig Zentimeter hohen Kopf und führte direkt zur Speiseröhre, links am dünnen Hals und ebenso äußerlich sichtbar wie die vorne verlaufende Luftröhre.

. Sie trieb ihre beiden Gefährtinnen an, bis es zu dämmern begann. Greine warf ihr vor, daß sie die beiden scheue wie ein *Mann*. Aber dieses Gemecker kannte sie wie die ewig gleichen Fragen, woher sie dies oder jenes wisse oder weshalb sie sich für dieses und jenes interessiere.

Es war einfach so.

Sie wußte, daß es ihr als—noch dazu *junger*—Frau nicht zustand. Nur die männlichen Mönche hatten Fragen zu stellen und überhaupt zu denken. Die kräftigeren Frauen waren für die einfachen Arbeiten bestimmt. Wenn Siebenton aber—so lange warten wollte, dann hatte sie noch rund achtzig Lebensjahre vor sich. Erst mit 120 bis 130 Jahren wechselten die Mönche ihr Geschlecht.

Der Gedanke, so lange zu warten, war für sie unerträglich.

Endlich kam des Abend, und die Mönchinnen zogen sich von den Feldern zurück. Überall traten die Berieselungsanlagen in Aktion und versorgten die ausgedörrte Erde mit dem so sehr benötigten Wasser. Es war natürlich nicht das gleiche, als ob ein langer und kräftiger Regen fallen würde. Aber es konnte helfen, die diesjährige Saat wenigstens anwachsen zu lassen.

“Kommt!” sagte Siebenton zu Greine und Oriwad. “Wir gehen in die Unterkunft. Es ist Zeit für das Abendessen. Wir haben es uns wieder einmal verdient.”

“Irgend etwas stimmt nicht mit dir”, sagte Greine. “Du sprichst wirklich wie ein Mann.”  
Aber das hatte sie schon hundertmal gesagt.

\*

Die Mönchinnen schlürften ihr Essen mit Hilfe von weichen Schläuchen aus großen Bechern, aus denen es warm dampfte. Mönche nahmen nur flüssige und breiige Nahrung zu sich. Von überall her waren schmatzende und schlürfende Laute zu hören. In dem Großhaus saßen und standen rund hundert Frauen. Insgesamt gab es sechs Großhäuser im Zentrum der Landwirtschaftlichen Kolonne, der Siebenton seit drei Jahren angehörte.

Als sie gesättigt war, brachte Siebenton den leeren Becher zurück zur Essensausgabe, bedankte sich mit einem Kompliment bei der Köchin, wünschte ihr eine angenehme Nacht und kehrte um zu ihrer Decke an der Innenseite der mit warmem Material isolierten Mauer des Hauses. Trennende Wände gab es im Inneren nicht, nur diesen einzigen großen Raum, wo jede Mönchin ihren Platz für die Nacht hatte oder für die schlechten Tage, an denen nicht auf den Feldern gearbeitet werden konnte.

Natürlich gab es in diesem Bereich auch keine Männer. Nur einmal am Tag erschien einer der Verwalter, um den Arbeitsplan für den nächsten Tag vorzulegen und kurz zu besprechen, was meist sehr einseitig war. Der Besuch erfolgte in der Regel eine Stunde nach der Nahrungsaufnahme. Selten geschah es, daß ein Shaogen\_Hüter, ein Priester des Shaogen\_Kults, ein Großhaus betrat und die Allmacht des Sternlichts lobte oder jenen, die gesündigt hatten, die Beichte abnahm.

Auch das geschah öffentlich. Der einzige Raum, in welchem die Mönchinnen der Kolonne nur für sich waren, war der Innere, war ihre Seele.

Siebenton ließ sich wieder auf ihrer Decke nieder, was für einen Menschen der Erde einigermaßen grotesk ausgesehen hätte. Sie ging zuerst in die Knie, dann lehnte sie sich vorsichtig nach hinten, stützte sich mit ihren durchgestreckten Armen ab, bis das Gesäß den Boden berührte. Dann erst bog sie ihren Körper nach vorn und ließ die Arme über die Knie baumeln, bis sie völlig im Gleichgewicht war. Die Körper der Mönche waren etwa 1 40 Meter hoch, und ihre Schulterbreite betrug rund achtzig Zentimeter. Dies war gleichzeitig die Breite des dreißig Zentimeter hohen Kopfes. Unterhalb des dünnen, sehnigen Halses boten .die Mönche einen zwar etwas eckigen, aber durchaus humanoiden Anblick nur wenn man sie von der Seite sah, wurde man überrascht.

Die Mönch\_Körper waren nur zehn Zentimeter flach, und das an der dicksten Stelle. Sah man sie von vorne und dann sich drehen, konnte man an eine optische Täuschung glauben.

Siebenton lehnte sich mit dem Rücken gegen die behagliche Wand und zog langsam ihre Soukas aus, die enganliegenden Handschuhe, die während des Tages über die dreifingrigen Hände und dreizehigen Feiße gestreift waren. Mönche waren Reinlichkeitsfanatiker und hatten dauernd Angst, sich mit irgendeinem Erreger zu infizieren. Bei der Feldarbeit war dieses Risiko natürlich größer als im Stadtleben. Aber auch dort trugen die Mönche Soukas.

Unter ihnen zeigte sich wie am ganzen Körper eine weißblaue Schuppenhaut. Kleidung im herkömmlichen Sinn kannten die Angehörigen des größten Intelligenzvolks der Galaxis Shaogen\_Himmelreich nicht; sie besprühten sich in wöchentlichen Abständen mit einem saugenden, milchigweißen Kunststofffilm, der den Körper wie eine zweite Haut umschloß. Dazu trugen sie eben nur die Soukas und, um die Schultern geschlungen, Schärpen aus feinem Tuch, die sich wie Patronengurte kreuzten. In diesen Schärpen gab es Taschen für wichtige Utensilien.

In eine solche Tasche griff Siebenton und holte einen kleinen Beutel daraus hervor. Mit der anderen Hand nahm sie die weiße Dozz\_Pfeife, die sie immer an einem geflochtenen Band um den Hals trug.

Oriwad und Greine, deren Decken sich links und rechts neben ihr befanden, sahen es und rückten

schnell näher, so als hätten sie nur darauf gewartet. Dabei besaßen sie selbst jede ihre Pfeife. *Jeder* Mönch hatte eine.

“Du wirst doch nicht wieder allein rauchen wollen”, sagte Greine und hatte ihre Dozz\_Pfeife bereits in der Hand. “Du hast das beste Kraut weit und breit. Heute gibst du uns etwas davon ab, ja?”

“Warum sollte ich das tun?” fragte die junge Frau. “Ihr habt doch selbst genug davon, und wenn der Priester wie der ...”

“Er wird so bald nicht kommen und neues Kraut verteilen”, fuhr Oriwad ihr schnell ins Wort. “Und außerdem stimmt es, daß er dir immer vom besten gibt. Woran liegt das, Siebenton? Wofür will er dich belohnen?”

“Für ihre Neugier”, stichelte Greine. “Dafür, daß sie denkt wie ein Mann.”

“Ihr seid verrückt, beide.”

“Sind wir das, ja?” keifte Oriwad. “Wir werden es sehen, wenn Klast kommt und uns seinen Vortrag hält. Wen wird er dabei wohl wieder am längsten ansehen?”

Klast war einer der Verwalter.

Siebenton hatte keine Lust, sich zu streiten. Sie gab ihren beiden Gefährtinnen etwas von ihrem Kraut ab, das halluzinogen wirkte und im Shaogen\_Kult als wichtiges Hilfsmittel dazu diente, das seelische Gleichgewicht und die Konzentrationsfähigkeit zu wahren. Die Mönche rauchten über den ganzen Tag verteilt etwas davon. Erst am Abend aber machten sie ein Zeremoniell daraus und ließen es zu, daß sie vom Dozz leicht berauscht wurden.

Siebenton sah jetzt überall die Frauen in Gruppen zusammensitzen und ihre Pfeifen benutzen. Ein süßlicher Duft erfüllte das Großhaus. Die Gespräche verstummten.

Siebenton war froh, als Greine und Oriwad endlich schwiegen. Sie war ihnen zu unendlichem Dank verpflichtet, aber immer häufiger fühlte sie sich besser, wenn sie nicht bei ihr oder, so wie jetzt, mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren.

Über dreißig Jahre hinweg hatten ‘die beiden Frauen sie betreut und überall dorthin mitgenommen, wo sie Arbeit fanden—ob in Fabriken, in der Stadt oder wie jetzt hier auf dem Land. Immer hatten sie sie bemuttert, und immer größer war die Kluft geworden, die zwischen ihnen entstanden war.

Siebenton war anders als sie. Sie war nicht so vermessener, sich als intelligenter zu bezeichnen. Sie war einfach *anders*. Sie tat nicht nur das, was ihr von den Männern aufgetragen wurde, sondern stellte bei sich Fragen nach dem Sinn des Ganzen. Sie sah die Fehler in einem Arbeitssystem und wagte es als Frau, Vorschläge zur Verbesserung zu machen.

Deshalb hatte sie (und mit ihr ihre beiden Begleiterinnen) schon ein halbes Dutzend Arbeitsanstellungen verloren. Das hatte Greine mit ihrer Bemerkung gemeint: Irgendwann würde ein Aufseher oder Verwalter kommen, vielleicht gar ein Priester, und sie nicht nur versetzen, sondern von ihren Ziehmüttern trennen.

Die bisherigen Versetzungen waren paradoxe Weise nicht deshalb erfolgt, weil Siebenton zu neugierig oder zu “aufmüpfig” gewesen wäre, sondern weil sie, so sagten es jedenfalls die männlichen Verwalter, für ihre jeweilige Arbeit *eigentlich zu schade* gewesen sei.

Frauen hatten zu arbeiten, Männer hatten zu denken. So konnte man es auch sagen.

Siebenton genoß den Rauch und ließ ihn tief in ihre Lungen dringen, bevor sie ihn wieder ausatmete. Diese weiße Dozz\_Pfeife war das einzige Geschenk, das sie in ihrem Leben erhalten hatte. Ein Shaogen\_Hüter hatte sie ihr gegeben, als sie mit einer einfachen Idee ein Problem gelöst hatte, vor dem die Männer in der Metropole Bleuht monatelang hilflos gestanden hatten.

Siebenton war für ihr Alter schon recht weit herumgekommen, aber überall hatte sie sich im Lauf der Zeit durch ihre unfrauliche Neugier und Initiative ins Abseits gerückt. Trotz Greine und Oriwad hatte sie sich mehr und mehr isoliert gefühlt.

Und immer wie jetzt, als sie das Dozzkraut rauchte, kam die Sehnsucht über sie, wirklich Neues zu sehen und zu erleben; mit Männern zu diskutieren; Reisen zu machen, in den Weltraum. Sie hatte Wolkenort noch niemals verlassen—wie auch!

Aber sie wußte, daß Wolkenort mit seinen zehn großen Städten nur eine Welt von unzähligen war, auf denen Mönche lebten. Sie kannte die Namen der wichtigsten: Toun, Phasenberg, Kolmersgang oder Gismer.

Und dann gab es noch die vielen Planeten, auf denen sich anderes intelligentes Leben entwickelt hatten. ShaogenHimmelreich war eine Weiteninsel, eine Galaxis der Wunder—solange man nicht in ihren Rändern zu tun hatte, wo das Böse hauste.

Siebenton versank in ihren Träumen und sah sich unter dem freien Nachthimmel Wolkenorts stehen, unter dem sternübersäten Firmament. Wolkenort, auch das wußte sie bereits, stand relativ nahe zum Zentrum der Galaxis. Es war die Hauptwelt der Mönche, und nachts zogen zwischen den bekannten Sternen andere ihre Bahn, alle mit Kurs auf die einige tausend Kilometer entfernte Metropole.

Dies waren die Raumschiffe, die aus allen Teilen der Galaxis kamen, um Waren und Mönche zu bringen. Oder sie flogen in entgegengesetzter Richtung hinauf in die Atmosphäre und wieder fort von dem Planeten. Dann wünschte sich Siebenton jedesmal, irgendwo dort oben an Bord sein und die große Reise zu anderen Sonnensystemen mitmachen zu können.

Eines Tages, das wußte sie, würde es soweit sein. Sie brauchte Geduld. Auch sie kannte die Stunden innerer Unausgeglichenheit. Dann verzweifelte sie fast bei dem Gedanken daran, in einem tiefen Loch zu stecken und von allem isoliert zu sein—blind und taub und stumm, lebendig begraben.

Sie hörte, wie Greine wohlig seufzte. Oriwad gab sich wie immer schweigend dem Genuß des Dozzkrauts hin. Wenn die Frauen es rauchten, waren sie alle für sich, obwohl sie in Gruppen genossen. Jede Mönchin hatte dabei andere Empfindungen. Die eine träumte von der unendlichen Harmonie des Tod\_Erlebens, die andere von Abenteuern und Glück.

Allen gemeinsam war, daß das Dozzkraut nie böse Gedanken weckte, sondern Harmonie schuf und Kraft schenkte, inneren Frieden. Es machte nicht süchtig. Die einzige Begleiterscheinung des langjährigen Konsums war die, daß sich die blauen Hautteilchen mit der Zeit rötlich färbten. Das Schuppenkleid der Mönche schimmerte dann nicht mehr weißblau, sondern weißlichrot.

Siebenton rauchte ihre Pfeife zu Ende, leerte sie und hängte sie sich wieder um den Hals. Sie hatte die Augen noch geschlossen und genoß das Gefühl der Inneren Ruhe. Es war wie ein Schlaf ohne Träume und daher um so wertvoller für Siebenton, denn ihre Träume fürchtete sie.

Wenn sie schlief, suchten sie ihre Dämonen heim. Dann sah sie schreckliche Bilder von einer ‘Zeit ohne Licht. Und immer wieder sah sie sich einen steilen Berg hinaufklettern, dessen Gipfel sie niemals erreichte.

Diese Angst verfolgte sie manchmal bis in den neuen Tag hinein. Sie versuchte, sich nichts davon anmerken zu lassen. Entweder gelang ihr das, oder Greine und Oriwan waren ganz einfach zu dumm.

*Ich versündige mich!* durchfuhr es Siebenton bei dem Gedanken daran. *Es ist die Sünde der Arroganz!*

Jeder Mönch glaubte tief an das Leben nach dem Tode. Dies war die Quintessenz des Shaogen\_Kults, dem alle Intelligenzen dieser Galaxis huldigten—einmal abgesehen von den Anhängern des Traal\_Gegenkults im Halo der Galaxis, bis wohin das Shaogen\_Sternlicht nicht reichte. Das Tod\_Erleben war das einzige wirklich Erstrebenswerte. Und wie es nach dem Tod der körperlichen Hülle weitergehen würde, darüber entschied jeder Bewohner von Shaogen\_Himmelreich selbst, ob Mönch oder Mourmale, Fothok oder Caligur, Jedouine oder wie sie sonst alle hießen.

Das Shaogen\_Sternlicht durchleuchtete sie alle siebzig Stunden und blickte tief in ihre Seele hinein. Es sah alle Sünden und registrierte alle guten Taten. Und dann, eines Tages, wenn das Leben in dieser körperlichen Hülle zu Ende war, betraten die Mönche das Shaog, das sie auch *Himmelsburg* nannten. Es war jene Stätte, an der das Tod\_Erleben stattfand, also das Hingleiten in die nächste Existenzform. Und das Shaog konnte Himmel oder Hölle sein, je nachdem, wie der Mönch sein Leben gestaltet hatte; ob er ein Heiliger gewesen war oder ein Sünder.

Siebenton wurde aus diesen Gedanken und ihren Selbstvorwürfen gerissen, als der Verwalter das Großhaus betrat und sich alle Blicke auf ihn, den Mann, richteten.

Und er kam nicht allein.

\*

Klast war zwischen hundertachtzig und zweihundertzwanzig Jahren alt, genau ließ sich das nicht schätzen, und über sein Alter hatte er natürlich nie zu den Frauen gesprochen. Bestimmte Anzeichen sprachen aber dafür, daß er sich noch in der Mitte seiner Mannesjahre befand. Das Volk der Mönche war relativ langlebig. Es hieß, daß einige Männer weit über die Dreiundhundert gekommen seien, mit allen Vor\_ und Nachteilen dieses hohen Alters. Im Normalfall starben die Mönche mit 280 oder 290 Jahren.

Sein Begleiter war auf jeden Fall jünger als Klast. Dafür sprach die Art, wie er sich bewegte. Außerdem war sein Blick heller und wacher. Er sah sich neugierig um, als er neben Klast in der Mitte des Großhauses stehenblieb.

“Ich grüße euch, Frauen”, begann der Verwalter, “und bete mit euch zum allgegenwärtigen Sternlicht.”

Das Gemurmel, das angehoben hatte, als die Männer eingetreten waren, brach ab. Die Mönchinnen sprachen mit Klast und dem geheimnisvollen Fremden die Gebetsformel. Dann entspannten sie sich wieder und sahen Klast abwartend an.

Äußerlich gab es keine nennenswerten geschlechtlichen Unterschiede zwischen Mönch\_Frauen und MönchMännern. Daß ein Mönch dennoch sofort sah, ob er es mit einem Mann oder einer Frau zu tun hatte, lag an einer Vielzahl von Kleinigkeiten, die zusammengenommen eine sofortige sichere Bestimmung erlaubt: natürlich das Alter, dann gewisse Unterschiede in der Struktur der Haut, ein bestimmter Geruch ... Dazu kam, daß die Schärpen der Männer eine andere Farbe hatten als die der Frauen. Die der Männer waren rot, die der Frauen gelb. Diejenigen der Priester waren wiederum anders gefärbt.

Etwa so wie die des jüngeren Mannes; aber um Shaogen\_Hüter zu sein, hatte er noch lange nicht das notwendige Alter.

Siebenton sah ihn fest an. Sie interessierte sich sofort für ihn. Sein Erscheinen mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben, und Klast ließ die Mönchinnen auch nicht lange im unklaren.

“Frauen”, sagte er zu Siebentons Überraschung, “wir sind sehr zufrieden mit euch. Trotz der Dürre habt ihr hervorragende Arbeit geleistet und den Plan nicht nur eingehalten, sondern heute sogar unterschritten. Wenn ihr so weitermacht, ist das Areal unserer Kolonne in vier Tagen bepflanzt, und dann kann es regnen. Es sind für die kommende Woche ergiebige Niederschläge vorausgesagt—dem Licht sei Dank!”

Zuerst sahen die Frauen ihn ungläubig an, dann brach spontaner Jubel aus. Oriwad stieß Siebenton mit dem Ellbogen in die Hüfte und raunzte sie an: “Nun sitz nicht so da, als hättest du nichts gehört. Starr den Kerl nicht so an! Du weißt, das ist Sünde.”

“Laß sie!” kam es von Greine. “Es gibt solche und solche Sünden. Solche, die verziehen werden, und solche, wie du sie begehst, wenn keiner hinguckt.”

“Ich?” fuhr Oriwad auf. “Das wirst du erklären müssen, und zwar schnell und gut. Sonst ...”

“Hört auf zu streiten!” bat Siebenton und legte beiden eine Hand auf den Arm, Dabei nahm sie den Blick nicht von dem Fremden.

Er war schlank und groß, einen Kopf höher als Klast. Von ihr, Siebenton, hatte man schon oft behauptet, daß ihre Augen etwas ganz Besonderes seien; daß sie ein geheimnisvolles Feuer ausstrahlten.

Vielelleicht stimmte das, aber dann waren die Augen des Fremden nicht viel weniger faszinierend.

“Ihr habt gut gearbeitet, und das soll belohnt werden”, fuhr Klast fort.

Die Frauen horchten auf, einige noch vom Dozzkraut benebelt. Ihnen war klar, daß er nicht vom normalen Lohn redete, dem Essen und Trinken, der sicheren Unterkunft, dem sorgenfreien Leben, das der Shaogen\_Kult jedem seiner Anhänger garantierte.

Und sie behielten recht.

“In Großt, unserer nächsten Stadt, wird in zehn Tagen die Ankunft des Seelenhirten von Phasenberg erwartet. Er befindet sich auf einer Rundreise quer durch Shaogen\_Himmelreich und wird sich mit dem Seelenhirten von Wolkenort treffen, um die tiefen Fragen unserer Religion zu diskutieren. Vorher aber wird er auf einem riesigen Gelände vor den Mauern von Großt eine Andacht zelebrieren, zu der Mönche aus allen

Teilen des Kontinents anreisen werden. Ich habe die Erlaubnis”, und dabei blickte er seinen Begleiter an, “die Hälfte von euch ebenfalls nach Großt zu bringen.”

Jetzt kannte der Jubel keine Grenzen. Erst auf ein Handzeichen Klasts flaute er wieder ab.

“Ich werde nun diejenigen auswählen, die nach Großt fliegen werden”, verkündete der Verwalter feierlich. “Ich kenne euch alle, und die Würdigsten unter euch werden uns zum Seelenhirten begleiten.”

Für Siebenton stand es von vorneherein fest, daß sie zu den Auserwählten gehören würde. Klast hatte ihr oft genug gesagt, wieviel er von ihr hielt. Sicher würde sie unter den fünfzig sein.

Doch der Verwalter ging an ihr, Oriwad und Greine vorbei, ohne sie auch nur anzusehen.

*Das kann doch nicht sein!* durchfuhr es die junge Frau.

Er zeigte auf diese Frau und auf jene, die sich erhoben zum Zeichen der Dankbarkeit und daß sie verstanden hatten. Als sich der Verwalter alle Namen notiert hatte und sich zum Gehen wandte, stand Siebenton auf und fragte mit bebender Stimme:

“Und was ist mit mir, Klast? Hast du mich nur übersehen, oder bin ich nicht würdig?”

“Nichts von beidem”, erwiederte er, wobei er ihren Blick mied. “Ich habe meine Wahl getroffen. Niemand von euch hat ein Recht, sie anzuzweifeln.”

Damit verschwanden er und sein junger Begleiter, der die ganze Zeitüber kein einziges Wort gesprochen hatte. Er sah Siebenton aber wenigstens noch einmal an, und sie glaubte, in diesem Blick versinken zu müssen.

Die Zurückweisung kam ihr nicht mehr ganz so hart vor, aber sie war zweifellos ungerecht. Siebenton hätte alles dafür gegeben, aus der Monotonie ihres Alltags auszubrechen und den Seelenhirten zu sehen und zu hören.

Doch so blieb ihr nichts anderes übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben und es als Buße aufzufassen.

“Mach dir nichts draus”, versuchte sie Greine zu trösten. “Uns hat er ja auch nicht beachtet.”

*Euch!* dachte Siebenton, nur um sich sofort wieder der Sünde der Arroganz zu bezichtigen.

\*

Neun Tage waren vergangen, seitdem Klast den schweigsamen Fremden mit den Farben der Priester mitgebracht hatte. Die Frauen hatten die Felder bestellt, und die ersten Tage hatte es, wie von Siebenton vorausgesagt, nicht geregnet. Dann aber, kaum daß sie die letzten Stecklinge gesetzt hatten und in ihr Großhaus zurückgekehrt waren, hatte es sich dunkel bewölkt, und der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet.

Vier Tage lang hatte es ununterbrochen geregnet. Nun waren die Felder naß, und die Towambur\_Pflanzen konnten ohne künstliche Bewässerung anwachsen und schießen. Die rote Sonne schien wieder und gab der Natur des Planeten ihren lebenspendenden Segen.

Es war schon dunkel, als sich Siebenton allein am Rand des Platzes hinsetzte und ihre Pfeife nahm. Sie hatte das Großhaus verlassen, wollte nicht gestört sein, konnte die schlichten Unterhaltungen, in die Oriwad und Greine sie zu verstricken suchten, nicht mehr ertragen. Sicher, sie meinten es gut und wollten sie nur trösten, aber dabei benahmen sie sich so ungeschickt, daß sie das Gegenteil erreichten.

Die Luft war wieder klar, und der Sternenhimmel funkelte über ihr. Sie sah die Lichter von Raumschiffen, und in ihre Traurigkeit mischte sich die Sehnsucht nach der Ferne.

Einmal hatte sie ein Mondschiff ganz aus der Nähe gesehen, beim Raumhafen von Bleuht. Mondschiffe hießen so, weil sie, von oben oder unten gesehen, so aussahen wie die schmale Sichel eines zu einem Drittel angestrahlten Mondes. Man nannte sie auch einfach nur Monde.

Siebenton kannte kein Volk namens Terraner und noch weniger deren Maßeinheiten. Wäre es anders gewesen und wäre sie ausreichend informiert gewesen, dann hätte sie den Abstand von Sichel spitze zu Sichel spitze mit 220 Metern angegeben und den vom Bug (der Sicheleinbuchtung) bis zum Heck (der Sichelrundung) mit 88 Metern. Die Mondschiffe besaßen allerdings keine scharfen Kanten, sondern waren harmonisch gerundet. Ihre dickste Stelle maß sechzig Meter.

Es gab auch andere Raumschiffstypen, vor allem die der Seelenhirten, aber davon hatte Siebenton noch

nie eines gesehen. Es gab nicht viele davon in Shaogen\_Himmelreich.

Aber man erzählte sich wahre Wunderdinge davon. Die Ankunft eines fremden Seelenhirten zu erleben war etwas, das einem Mönch vielleicht einmal im ganzen Leben zuteil wurde. Daher wog Siebentons Enttäuschung nur noch um so größer.

Sie versuchte, sich mit dem Gedanken an Buße zu trösten. Doch das half nicht gegen den Schmerz.

Wieso hatte Klast sie einfach übergegangen? Immer wenn er einen Arbeitsplan durchgegeben hatte, hatte er sie mehr und länger angesehen als alle anderen, als sei sie eine Art Vorarbeiterin. Weshalb mußte er sie diesmal so strafen, indem er sie ignorierte?

Strafe war nach dem Glauben der Mönche nichts, was in diesem Leben stattfinden sollte. Sie war dem Jenseits vorbehalten, wenn über das Leben abgerechnet wurde. Also, was hatte sie Klast getan?

So saß sie immer noch da, als es schon Schlafenszeit war, und plötzlich hörte sie hinter sich leise Schritte.

“Erschrick nicht, bitte!” sagte der Fremde, der vor neun Tagen mit Klast ins Großhaus gekommen war. “Aber ich habe in deine Augen gesehen, nachdem Klast an dir vorüberging, ohne dich auszuwählen. Ich habe noch nie in so traurige Augen gesehen.”

“Wer bist du?” fragte Siebenton, als er sich zu ihr setzte.

“Mein Name ist Walyon”, antwortete der junge Fremde und berührte seine hellblauen Schärpen. “Ich bin Priesterschüler.”

“Und?” fragte Siebenton bitter. “Sollst du mir erklären, warum Klast mich nicht beachtete?”

Walyon setzte sich zu ihr.

“Das nicht, aber vielleicht könnte ich es. Klast sprach mit mir über dich. Er sagte, wie außerordentlich aufgeweckt du für eine Frau deines Alters seist und daß er dich in der Vergangenheit manchmal bevorzugt habe. Vielleicht ist das der Grund. Vielleicht wollte er nur zeigen, daß alle Arbeiterinnen für ihn gleich sind. Und wenn er dich bisher besser behandelte als die anderen, mußte er dich jetzt ins Abseits stellen.”

Siebenton nickte und schlang ihre Arme um die angewinkelten Beine. Ganz konnte sie diese Erklärung nicht akzeptieren. Die Veränderung in Klasts Verhalten ihr gegenüber war zu schnell gekommen. Es mußte noch andere Gründe geben.

“Klast ist mit den Auserwählten bereits abgereist”, sagte Siebenton, um sich im gleichen Moment selbst eine Dumme zu nennen. Natürlich mußte Walyon das wissen. “Ich hatte bis zuletzt gehofft, daß er es sich noch überlegt und ...”

“... und für dich eine andere zurückstellt?” fragte der Priesterschüler. “Weshalb? Bist du etwas Besonderes?”

“Nein!” entgegnete sie ungewollt scharf. “Ich bin eine normale Frau wie jede andere auch. Aber es gibt solche, die mit halbem Herzen bei einer Sache sind, und solche, die es mit ganzem Herzen tun.”

“Du sprichst vom Seelenhirten?”

Siebenton antwortete nicht mehr. Alles, was sie jetzt sagte, würde nur falsch verstanden werden können. Daß sie die größere Sehnsucht hatte, die größere Neugier als andere; daß Klasts Wahl einfach *falsch* gewesen war; daß sie ... ‘

“Und wenn du mir erlauben würdest, dich mit nach Großt zu nehmen?” fragte Walyon überraschend. Sie starrte ihn an. “Das würdest du für mich tun? Das ... könntest du?”

“Ich könnte es verantworten, ja”, sagte er.

“Auch Klast gegenüber? Ich meine, du würdest ihm doch sozusagen in den Rücken fallen.”

“Ich bin nicht Klast”, bekam sie zu hören. “Ich unterliege nicht den gleichen Zwängen wie er.”

Sie fragte nicht, wie das gemeint war, und erst später sollte sie erfahren, was Walyon damit hatte sagen wollen. Jetzt war sie viel zu aufgeregt, um weiter zu fragen. Sie nahm einige tiefe Züge aus ihrer Pfeife. Das Dozzkraut beruhigte, versetzte sie aber gleichzeitig in einen leicht euphorischen Zustand.

Sollte sie doch noch das Glück haben, den Seelenhirten von Phasenberg sehen zu dürfen—wenn es ihr schon nicht möglich war, den Seelenhirten von Wolkenort einmal zu erleben? Meist zeigte er sich nur in Bleuht,

einmal im Jahr. Nur wenige waren auserwählt, dabeizusein. Einfache Arbeiterinnen wie sie hatten keine Chance.

“Ich wäre dir unendlich dankbar, Walyon”, hörte sich Siebenton leise sagen.

Walyon stand auf und lächelte.

“Ich habe noch etwas zu erledigen”, erklärte er. “In drei Stunden werde ich wieder hiersein, um dich mit meinem Gleiter abzuholen. Sei pünktlich zur Stelle!”

“Ganz bestimmt”, versprach sie und sah ihm nach, als er in der Dunkelheit wieder verschwand.

War er nur wegen ihr gekommen? Sie war benommen und konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Sie kam erst wieder halbwegs zu sich, als sie Oriwads meckernde Stimme hörte.

“Wo treibst du dich herum, Siebenton?” fragte die Ziehmutter, der Greine aus dem Großhaus gefolgt war. “Wir haben uns Sorgen um dich gemacht. Es ist längst Zeit zum Schlafengehen.”

“Ich werde heute nicht schlafen”, eröffnete ihr Siebenton. “Ich werde nach Großt fliegen.”

“Du hast zuviel Dozz geraucht!” sagten Greine und Oriwad wie aus einem Mund. Die beiden älteren Frauen sahen sich an. “Laß mich mit ihr reden!” verlangte Oriwad. “Ich habe sie damals zuerst entdeckt.”

“Ich habe sie in dem Container gefunden”, protestierte Greine.

“Aber ich habe sie vorher wimmern gehört!” Oriwad drückte die körperlich schwächere Greine) beiseite und baute sich vor Siebenton auf. “Sag das noch mal! Du willst nach Großt? Wie? Etwas zu Fuß?”

“Jemand nimmt mich mit, und ihr könnt mich nicht daran hindern”, versetzte Siebenton. “Laß mich jetzt allein! Ich will mich vorbereiten.”

“Und wenn ich ... Ich meine, wenn wir es dir verbieten?”

“Macht euch nicht lächerlich!” sagte Siebenton. “Ihr habt mir nichts zu verbieten. Und jetzt laßt mich allein, bitte.”

Oriwad wollte widersprechen, doch als sie in Siebentons Augen sah, blieb sie stumm. Nur zu Greine gewandt, sagte sie laut:

“Komm, Greine, hier können wir nichts mehr tun. Unser halbes Leben haben wir für dieses Kind geopfert, und nun dies! Das ist seine Dankbarkeit, Greine. Wir hätten sie einfach ...”

Den Rest hörte Siebenton nicht mehr.

\*

Walyon war pünktlich gewesen. Er hatte sie zu Fuß abgeholt und zu einem kleinen, offenen Gleiter geführt, in dem sie neben ihm Platz genommen hatte. Es hatte sonst keine Passagiere gegeben.

Walyon war nicht sofort nach Großt geflogen, sondern hatte immer wieder hier und dort “etwas zu erledigen” gehabt. Für Siebenton war er immer geheimnisvoller geworden. Als sie die Stadt dann am Mittag erreicht hatten, war vor den Mauern, rings um eine große Bühne, schon eine riesige Mönchsmenge versammelt gewesen.

“Ich muß dich jetzt allein lassen”, hatte der Priesterschüler gesagt, als er landete und Siebenton aussteigen ließ. “Nach der Predigt des Seelenhirten treffen wir uns an genau dieser Stelle hier wieder. Ich werde auf dich warten und dich zu deiner Kolonne zurückbringen.”

Damit war er gestartet, und jetzt senkte sich bereits wieder der Abend über das Land und die Stadt, von der Siebenton nicht viel sehen konnte. Sie war von hohen Stahlmauern umgeben, einem Relikt aus tiefer Vergangenheit, hinter denen sich jedoch—soviel wußte sie ja noch von früher, als sie in anderen Städten gearbeitet hatte—weitgestreute Komplexe aus modernster Technik und neuester Architektur verbargen. Auf Wolkenort hatten die Mönche keine Probleme damit, Altes und Neues eng nebeneinander zu sehen. In den Städten wurde mit Hochtechnologie gearbeitet, während die Arbeit auf dem Land teilweise noch wie in der Frühzeit mönchischer Kultur vonstatten ging. Für die Bewohner Wolkenorts war dies kein Widerspruch.

Viele Hunderttausende waren gekommen, und immer noch wurden es mehr. Siebenton hatte sich einen Platz etwa fünfzig Meter von dem Podest entfernt erkämpft, über das sich ein hoher, spitzer Baldachin aus

weißem Stoff spannte. Um sie herum drängten sich die Mönche, von denen einige sicherlich schon seit Tagen hier ausharrten. Siebenton sah aber auch viele Angehörige anderer Völker, die meisten davon insektoiden Ursprungs. Auf Wolkenort bildeten die Insektoiden die meistverbreitete und artenreichste Lebensform. Es hieß, daß die meisten von ihnen direkt oder indirekt von den Tessma abstammten, den längst ausgestorbenen, früheren Beherrschern von Shaogen\_Himmelreich. Die Insektoiden von Wolkenort waren allerdings kaum intelligent. Wen sie hier sah, der kam von anderen Planeten. In erster Linie waren es Fothok, die allseits geschätzten Allround\_Arbeiter. .

Immer wieder blickte sich Siebenrot nach den Mönchinnen aus ihrer Kolonne um. Sie hatte nicht unbedingt Lust, ihnen und Klast zu begegnen.

In etwa einer Stunde, wenn es ganz dunkel war, sollte der Seelenhirte von Phasenberg auf dem großen Podest erscheinen und zu den Gläubigen sprechen. Siebenton fragte sich, ob sein Raumschiff bereits gelandet war. Aber hätte sie es nicht sehen müssen? Es hieß, die Schiffe der Seelenhirten seien gewaltig und würden die Sterne verdunkeln.

Die Spannung stieg. Siebenton mußte sich gegen nachdrängelnde Mönche wehren und fühlte, wie ihr Herz immer heftiger klopfte. Die Luft war erfüllt vom Duft des Dozzkrauts. Siebenton stopfte sich selbst eine Pfeife, um sich zu beruhigen und in die richtige Stimmung zu versetzen. Auf der Bühne, die mindestens dreißig Meter breit war, sangen und beteten seit Stunden die Priester aus Großt und einigen anderen der großen Städte. Von Lautsprechern über den ganzen Platz übertragen, wurden ihre Stimmen langsam immer eindringlicher. Sie versuchten, die Schar der Gläubigen vorzubereiten und einzustimmen.

Und das verfehlte seine Wirkung nicht. Allmählich beruhigte sich die Menge. Siebentons Fieber aber stieg. Sie sah die Shaogen\_Hüter auf der Bühne mit ihren dunkelblauen bis violetten Schärpen tanzen und wiegte automatisch ihren Körper mit ihnen. Sie geriet in eine Art Trance. Und dann, plötzlich war es soweit.

Zuerst war da ein dumpfes Geräusch, wie ein fernes Summen, das allmählich lauter wurde. Die Nacht war jetzt sternenklar, und alle Geräusche erstarben, alle außer dem Summen. Auf einmal blickten alle zum Himmel. Die Priester sangen und tanzten nicht mehr. Die Pilger neigten den Kopf in den Nacken. Über eine halbe Million Mönche und andere Intelligenzen schwiegen, gebannt und—wie Siebenton—voller fieberhafter Erwartung.

Nur ein Mann neben Siebenton flüsterte andächtig: "Der Kreuzmond ... Der KREUZMOND VON PHASENBERG ..."

"Kreuzmond" hießen die Schiffe der drei Seelenhirten von Shaogen\_Himmelreich, wußte Siebenton. "Kreuzmond" war ohne weitere Ortsbezeichnung gewissermaßen der Begriff für die Art von Raumschiffen; mit der Ortsbezeichnung wurde es zum richtigen Namen. Jeder Mönch verstand das.

Dann sah sie es.

Es verdunkelt die Sterne, wie man es sagte. Aber es war nicht dunkel, sondern leuchtete in einem Licht, für das Siebenton keine Worte hatte.

Es kam von Westen, ganz langsam, und senkte sich ebenso langsam herab. Bald war es kein einfaches helles Licht mehr, sondern löste sich in erkennbare Einzelheiten auf. Seine Größe, soviel ließ sich jetzt schon erkennen, übertraf jene der einfachen Mondschiffe um ein mehrfaches. Langsam, summend, schob es sich näher und tiefer. Siebenton fragte sich, wo dieser Gigant landen sollte. Für einen Moment bekam sie Angst, es könne sich genau über ihnen niedersenken und sie alle, un-

ter sich begraben.

De Seelenhirte kommt!" drang die Stimme eines Priesters aus vielen Lautsprechern. "Erwartet die Ankunft des Seelenhirten von Phasenberg!"

*Ob sich der Seelenhirte von Wolkenort mit ihm zeigen wird?* fragte sich Siebenton.

Dann nahm das landende Schiff wieder ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Es kam jetzt allmählich zum Stillstand, noch höchstens zwei Kilometer über dem Boden. Nein, es würde nicht hier herunterkommen, sondern westlich der Stadt, in sicherer Entfernung.

Es war eines der größten Schiffe, die Mönche je gebaut hatten. Es sah aus wie zwei Mond\_Sicheln, die

sich im rechten Winkel zueinander durchdrangen, wodurch die charakteristische Kreuzform zustande kam. Der Abstand von Sichel spitze zu Sichel spitze betrug hier 1100 Meter, jener vom eingedellten Bug zum Heck 400 Meter, bei einer größten Dicke von 280 Metern.

Und jetzt senkte sich das Raumschiff im Westen herab, drehte sich majestatisch in der Luft, von innen und außen beleuchtet, und sank auf dem Heck zu Boden, wo starke Antigravfelder es halten und verankern würden.

Es gab noch einen dritten Schiffstyp der Mönche, die sogenannten Vollmonde. Der Name war etwas verwirrend, weil sie eben nicht wie ein kompletter Mond aussahen, sondern die Form eines zu zwei Dritteln angestrahlten Mondes besaßen. Sie waren doppelt so groß wie ein Monds Schiff und galten als selten.

Doch das war jetzt nur ein flüchtiger Gedanke. Siebenton sah die Bugspitzen des Kreuzmondes, als der Gigant zur Ruhe gekommen war. Sie wußte, daß dort an Bord sich der Seelenhirte jetzt anschickte, sein Kommandoschiff zu verlassen und mit einem Gleiter hierherzukommen. Es konnte nur noch kurze Zeit dauern bis er zu den Gläubigen sprach.

Noch eine Stunde mußten sie warten, dann kam er.

Ein großer, offener Gleiter brachte ihn mit seinem Gefolge. Der Seelenhirte stand vorne im Burg und hatte die Arme weit von sich gespreizt. Er trug einen schwarzen Umhang, der nur die Hände und den Kopffrei ließ. Scheinwerfer strahlten ihn an und folgten ihm, als er frei aus dem Gleiter schwebte, über die raunende Menge hinweg direkt zur Bühne und zwischen die Priester, die sich tief vor ihm verneigten und wieder ihre Gebete angestimmt hatten.

Siebenton wußte natürlich, daß das Spektakel nur durch gesteuerte Antigravfelder möglich war. Dennoch fühlte sie sich tief ergriffen und klein wie eine Mikrobe, eine unter Hunderttausenden.

Dort vorne, dort stand jetzt eines der mächtigsten Wesen dieser ganzen Galaxis, und es würde ihnen in Kürze seinen Segen geben.

Der zeremonielle Empfang durch die Priester machte Siebenton ungeduldig. Sie wollte den Hirten hören, nicht sie. Dabei registrierte sie ein wenig enttäuscht, daß der Seelenhirte von Wolkenort wohl doch nicht kommen würde.

Als es dann endlich soweit war, fror sie vor Aufregung. Demütig neigte sie ihr Haupt, als der Seelenhirte zu den Gläubigen sprach.

“Ich bin glücklich”, begann er, “daß ihr gekommen seid, um mich anzuhören und auf eurer Welt zu begrüßen. Ein Besuch auf Wolkenort ist immer wieder etwas Besonderes, zumal es schon 68 Jahre her ist, daß mich meine Wege zum letztenmal zu eurem Seelenhirten führten. In wenigen Stunden wird das Shaogen\_Sternlicht uns alle erleuchten und den Beweis dafür liefern, daß unser Leben Gott allein gehört, dem Gott des Lichtes und des Ewigen Lebens. Seid glücklich und freut euch, im Glauben Stärke zu finden. Denn es gibt trübe, nichtswissende Existzenzen, die diesen Glauben nicht haben und darum ein trostloses Leben in den Randbereichen unserer Sterneninsel führen. Und als ob das nicht genug wäre, greifen sie, die nicht an das Ewige Leben nach dem Tode glauben, unsere Außenwächterfлотen an und morden und verschleppen. Habt immer vor Augen, wozu Kreaturen imstande sind, die niemals das Licht gesehen haben. Betet und seid dankbar für die Gnade, vom Shaogen\_Sternlicht durchdrungen zu werden und...”

Und so redete er weiter, fast zwei Stunden lang. Siebenton nahm jedes seiner Worte tief in sich auf, war elektrisiert, erschauerte unter dem Klang seiner Stimme. Alles” was er sagte, berührte sie tief im Zentrum ihrer unsterblichen Seele. Sie fühlte sich glücklich, wie losgelöst von allen weltlichem Nöten und Sorgen. Sie hatte den Eindruck zu schweben, immer höher hinauf, getragen von den Worten des Hirten.

Noch lange, nachdem er geendet hatte und so in sein Raumschiff zurückkehrte, wie er gekommen war, stand sie unter dem gewaltigen Eindruck des Erlebten und fand nur langsam wieder zu sich. Ringsum sie herum löste sich die Menge auf” Sie setzte langsam einen Fuß vor den anderen und dachte, daß sie pünktlich bei Walyon sein mußte.

Eines war ihr klar: Diesen Tag würde sie niemals vergessen. Wohin auch immer das Schicksal sie führen möchte, sie würde sich immer an diese Nacht erinnern, wo zuerst der Seelenhirte von Phasenberg zu ihr

gesprochen und sie kurz danach das Sternlicht durchdrungen hatte.

Walyon brachte sie zurück zur Kolonne, und die ganze Zeit über sprachen sie beide kein Wort. Auch als sie aus seinem Gleiter ausstieg, konnte sie nur danke zu ihm sagen.

Aber insgeheim wünschte sie sich, daß sie sich wiedersahen, eines Tages, eines Jahres vielleicht. Was er für sie getan hatte, konnte sie ihm nie wiedergutmachen.

Zum erstenmal dachte sie mit Grausen daran, daß in wenigen Stunden das Alltagsleben wieder begann.

\*

In der folgenden Zeit arbeitete sie weiter wie bisher, kultivierte ihre Pflanzen, erntete und gab die neue Saat ein. Es war immer noch Sommer, und das Wintergemüse wuchs zu zarten Schößlingen heran.

Oriwad und Greine verhielten sich ihr gegenüber anders als vorher. Sie waren nicht gerade abweisend, aber die Kluft war zweifellos größer geworden. Sie hatte den Seelenhirten gesehen und gehört und die beiden anderen nicht.

Siebentons Verhältnis zu Klast war seltsam. Einerseits lobte er sie für ihren Einsatz und die Ideen, die sie zur Abwicklung der Arbeit einbrachte, zum anderen aber hob er sie in den abendlichen Besprechungen längst nicht mehr so hervor, wie es einmal gewesen war. Über den Auftritt des Seelenhirten von Phasenberg und ihre Nichtberücksichtigung durch ihn hatten sie kein einziges Mal gesprochen. Klast maßte wissen, daß sie von Walyon doch noch geholt worden war, aber auch darüber verlor er kein einziges Wort:

Immer öfter hatte Siebenton das Gefühl, Klast habe *Angst* davor, sie öffentlich zu loben. Und vielleicht stimmte es. Vielleicht befürchtete er, daß zuviel Anerkennung ihr zu Kopf stiege und sie die Kolonne verließe.

Die Wahrheit begann sie zu ahnen, als Klast eines Abends wieder mit einem Fremden zu den Frauen ins Großhaus kam. Diesmal war es ein älterer Mann als er, vielleicht eicht zählte er 220 Jahre, und er wurde als Jessup vorgestellt. Angeblich kam er direkt aus Bleuht, um sich ein Bild von der Feldarbeit der Kolonne zu machen. Seine Schärpen waren rot, also handelte es sich nicht um einen Priester.

Jessup hörte geduldig zu, bis Klast mit seinen Arbeitsanweisungen und Berichten fertig war. Dabei waren seine Augen fast ausschließlich auf Siebenton gerichtet. Nachdem Klast, der die ganze Zeit Tiber äußerst nervös gewirkt hatte, fertig war, kam der Fremde zu der jungen Arbeiterin und fragte sie höflich, ob sie sich einige Minuten Zeit für ihn nehmen würde draußen, wo sie ungestört waren.

Siebenton akzeptierte, obwohl sie verunsichert war. Was wollte er von ihr? Von vornehmerein hatte er durch seine Blicke gezeigt, daß er nur ihretwegen an diesem Abend gekommen war.

Beim Hinausgehen sah sie sich um. Oriwad und Greine waren in heller Aufregung, und Klast stand da wie versteinert. Er wich ihrem Blick aus und drehte leicht den Kopf, was seine Hilflosigkeit signalisierte.

“Ich weiß, daß du verwundert bist”, sagte Jessup, als sie am Rand des Platzes saßen. Die Luft war schwül, und Insekten zirpten in den Feldern. “Und ich will dich auch gar nicht lange auf die Folter spannen. Ich bin heute hier, um dir ein Angebot zu machen.”

“Kommst du von einer anderen Kolonne?” fragte sie. “Willst du mich abwerben?”

Er lächelte.

“Nichts dergleichen, Siebenton. Mich schickt Koliwan, der Archäologe. Vielleicht hast du schon von ihm gehört. Koliwan ist eine Berühmtheit. Er hat . während der letzten Jahrzehnte viele alte, vergessene Stätten freigelegt, die zum Teil Zeugnis geben über die Zivilisation der ausgestorbenen Tessma. Ihnen, sie zu erforschen, hat er sein Leben gewidmet.”

Siebenton wurde aufmerksam.

“Natürlich interessiere ich mich für die Tessma”, sagte sie. “Ich habe vieles über sie gelesen\_nun ja, soweit man in den Großhäusern der Kolonne oder dort, wo ich vorher gearbeitet habe, an Informationsmaterial kommen kann. Aber von einem Koliwan ... Nein, das tut mir leid. Von ihm habe ich noch nie gehört.”

“Das ist schade”, sagte Jessup. “Er ist wirklich der bedeutsamste Wissenschaftler auf seinem Gebiet auf ganz Wolkenort—and weit darüber hinaus. Du magst nichts von ihm gehört haben, aber er von dir schon.”

“Von mir?” fragte sie ungläubig. “Wie ist das möglich?”

Ihre Anspannung wuchs. Es war fast ein wenig wie beim Warten auf den Seelenhirten. Was kam da eventuell auf sie zu? Sie wußte es nicht, aber ihre Neugier hatte die Pforten des Bewußtseins längst weit geöffnet.

Wieder lächelte der Mönch. Er war nicht unsympathisch. Im Gegenteil, er machte einen fast väterlichen Eindruck. Sollte es dazu kommen, daß sie sich einmal näher kennenlernen—Siebenton konnte sich vorstellen, daß sie sich ihm mit ihren wirrsten Gedanken ganz anvertrauen konnte.

“Du hast deine Spuren hinterlassen, fast überall, wo du gearbeitet hast”, sagte Jessup. “Du hast nie viel bewegt. Duhattest niemals die Chance, deine Ideen bedeutsam umzusetzen. Aber sie wurden registriert, und auf der Suche nach Mönchinnen, die mehr leisten können als andere, ist Koliwan auf dich gestoßen. Er hat seine Verbindungen überall und sehr, sehr wache Ohren.”

“Er maß ein Wundermann sein”, meinte Siebenton nicht ohne Sarkasmus.

“Er hat überall seine Verbindungen, und nun braucht er neue Mitarbeiter für ein Projekt, das seinesgleichen sucht”, klärte Jessup sie auf. “Es geht um eine verschüttete Burg der Tessma hier auf Wolkenort. Er sucht natürlich vor allem Frauen, die die harte körperliche Arbeit für ihn erledigen. Er sucht aber auch Mönche, die nicht nur seine Befehle ausführen, sondern intelligent sind und mitdenken. Er braucht Frauen mit Gespür für das Unerwartete, falls du verstehst, was ich meine. Männer sind zu schwach, um an den Ausgrabungen aktiv teilzunehmen. Und als Ratgeber kann er sie nicht bezahlen. Er braucht also eine Frau, die so stark ist wie Frauen und so klug wie ein Mann.”

Siebenton lachte trocken.

“Und das soll ich sein? Ausgerechnet ich mit meinen gerade einmal fünfundvierzig Jahren?”

Jessup nickte.

“Ich bin Koliwans Freund und Berater. Er hat mich auch geschickt, um mir ein Bild von dir zu machen, und ich muß sagen, ich bin beeindruckt. Deine Augen verraten dich, Siebenton. Du sprühst vor Tatendurst und wartest im Grunde seit Jahren darauf, diese Kolonne verlassen zu können. Hast du einen Arbeitsvertrag?”

“Nein”, antwortete sie. “Wir sind freiwillig hier.”

“Das sind auch meine Informationen, ich wollte nur sichergehen. Bei Koliwan würdest du dich für fünf, vielleicht sogar für zehn Jahre verpflichten müssen. Wärest du dazu bereit?”

Sie antwortete nicht direkt. Sie brauchte die Zeit, um ihre Gedanken halbwegs zu ordnen.

Natürlich wußte sie, daß viele Unternehmer und Firmen ihre Mitarbeiter durch Arbeitsverträge an sich banden. Das hatte für die betroffenen Mönche und Mönchinnen den Vorteil, daß sie vor Ablauf des Vertrages nicht entlassen werden konnten. Wer dagegen als Arbeitnehmer seinen Vertrag vorzeitig brach, galt als ein Geächteter. Es war ihm für viele Jahre kaum möglich, irgendwo wieder eine Anstellung—and damit Nahrung und Sicherheit zu erhalten.

Der Gedanke an einen Vertrag begeisterte Siebenton nicht gerade. Sie liebte die Freiheit und arbeitete eigentlich gerne in der Kolonne. Sicher träumte sie von größeren Aufgaben, von Abenteuern und Reisen, aber bisher hatte sie sich nie wirklich zu beklagen gehabt.

Die Tessma, eines der größten Geheimnisse von Shaogen\_Himmelreich ... Das längst von der kosmischen Bühne verschwundene Urvolk aller Insektoiden ... Die geheimnisvollen unterirdischen Burgen ...

Siebenton spürte wieder das Fieber und wußte, daß Jessup sie durchschaut hatte.

“Was für ein Mann ist dieser Koliwan?” fragte sie. “Wenn er so berühmt ist, wird er uralt sein.”

“Ganz falsch, Siebenton. Koliwan ist genau 188 Jahre alt, über vierzig Jahre jünger als ich. Er hat in der relativ kurzen Zeit seines Mannseins schon soviel erreicht wie zehn andere Mönche in ihrem ganzen Leben nicht. Und das hat er seinem großen Ehrgeiz zu verdanken, der mir manchmal, das gebe ich zu, selbst etwas angst macht. Koliwan ist ein Besessener. Er verlangt von sich viel und deshalb auch von allen ‘anderen, von jedem seiner Arbeiter. Schreckt dich das ab?”

“Nein”, murmelte sie. “Nein, nein ...”

“Ich verstehe, du brauchst Zeit, um dich zu entscheiden. Gehe in dich, Siebenton. Berate dich mit dir

selbst oder mit Freunden. Ich werde in drei Tagen wieder hiersein, um deine Antwort zu hören. Bis dahin sei das Sternlicht mit dir.”

Er begleitete sie bis zum Großhaus zurück. Dann verabschiedete er sich endgültig und verschwand, ohne noch einmal mit Klast gesprochen zu haben.

\*

Siebenton brauchte keine drei Tage, um sich zu entscheiden. Sie brauchte nicht einmal eine Stunde.

Als Jessup gegangen war, da begriff sie erst, Welch großartige Chance sich ihr hier bot.

Eine Burg der Tessma! Arbeit bei einem berühmten Archäologen! Hieß das nicht, daß er sie auch einmal auf Expeditionen zu fernen Welten mitnehmen würde, wenn sie hier fertig waren? In fünf Jahren konnte so viel geschehen und erst in zehn!

Das weltliche Leben währte keine Ewigkeit. Die Jahre der Kindheit und der unbeschwerteren Jugend waren vorbei. Siebenton war jetzt in einem Alter angelangt, da sie selbst über ihre Zukunft entscheiden mußte— auch wenn es nicht ganz ohne Schmerzen ging. Der Abschied von Greine und Oriwad, so lästig sie ihr manchmal geworden waren, würde ihr schwerfallen. Denn eines war sicher: Die beiden konnte sie nicht. mit zu Koliwan nehmen. Er wollte *sie*, sie allein.

Bevor sie mit den beiden Frauen sprach, redete sie mit Klast. Es war schon am nächsten Abend. Sie sagte ihm, daß sie mit Jessup gehen würde, und er schien nicht einmal überrascht zu sein. Als er sie traurig ansah, da wußte sie endgültig, was Walyon mit seiner seltsamen Andeutung gemeint hatte.

“Ich wußte, daß es eines Tages so kommen würde”, sagte der Verwalter. “Deshalb habe ich dich nicht mit nach Groß genommen, Siebenton. Ich wollte dich vor den Mönchen verstecken, um dich so lange wie möglich bei mir zu haben.” Er lächelte tapfer. “Leider ist mir das nicht gelungen. Ich bin dir nicht böse. Jede vernünftige Frau hätte sich so entschieden wie du.” Er senkte die Stimme. “Aber achte auf dich, Siebenton. Dort, wo du hingehst, wirst du keine wirklichen Freunde haben.”

“Was willst du mir damit sagen?” fragte die junge Mönchin.

Klang es nicht wie eine Warnung? Was wußte er von Koliwan, das sie besser auch gewußt hätte?

Doch Klast ging nicht auf die Frage ein. Sie redeten noch etwas und rauchten Dözz zusammen. Dann ging Siebenton zu ihren beiden mütterlichen Freundinnen und beichtete ihnen ihre Absicht.

Natürlich war das Gezeter groß. Vor allem Oriwad klagte so laut über das “große Unglück”, das angeblich über sie gekommen sei, daß auch alle anderen Frauen aufmerksam wurden und in der Folge versuchten, Siebenton zurückzuhalten.

Sie hatten keine Chance mehr.

## 2.

*Siebenton, 52 Jahre*

*Koliwan*

Koliwan war für einen Mönch ungewöhnlich groß und für einen Mann außerordentlich kräftig. Seinen rechten Arm hatte er beim Einsturz einer Ruine verloren, seither trug er eine Prothese. Außerdem fiel an ihm auf, daß seine Haut merkwürdig blaß war, offenbar das Ergebnis einer Stoffwechselkrankheit. Vom Charakter her war er so, wie Jessup ihn beschrieben hatte: hart und besessen. Besessen von seiner Arbeit, besessen von den Tessma, besessen von seiner Idee, den Schleier des Geheimnisses um die ehemaligen Beherrschter dieser Galaxis ein Stück zu lüften oder ganz niederzureißen. Diesem Ziel ordnete er alles unter—manchmal glaubte Siebenton, auch seine Seele.

An diesem Tag war ihre Schicht fast zu Ende. Sie arbeitete mit drei anderen Frauen zusammen in einem Stollen, den es ganz freizulegen galt. Koliwan glaubte, daß er zu einem einstigen Thronsaal führen könne.

Insgesamt arbeiteten derzeit vierzehn Frauen für den Archäologen. Dazu kam als einziger Mann Jessup, der sich um alles kümmerte, was keine zu große körperliche Kraft verlangte. Er war das “Mädchen für alles”, stellte Dienstpläne auf, achtete auf gutes und reichliches Essen, forderte Gerätschaften an, organisierte die Arbeit.

Und manchmal mußte er sich um die Zerschundenen und Verletzten kümmern.

Siebenton arbeitete, zusammen mit Hentele, an der Spitze ihres kleinen Trupps. Sie war in den sieben Jahren, die sie in Koliwans Diensten stand, abgemagert und härter geworden. Die Zeit bei ihm hatte ihr eine Vielzahl an neuen Erfahrungen gebracht, aber auch Wunden geschlagen. Und auf ihre Reise zu den Sternen wartete sie immer noch.

Dies war bereits die vierte Tessma-Burg, die sie freilegten. Und bei jeder hatte Siebenton gehofft, daß es die letzte sein möge, die der Archäologe auf Wolkenort entdeckte.

Sie arbeitete mit einem kleinen Desintegrator und mit Hacken und Schaufeln, Pinseln und Bürsten. Siebenton hatte ihren Weg in der Hierarchie der Frauen gemacht, bis an die Spitze. Sie hatte Klasts Worte von den Freunden, die sie nicht haben würde, schnell begreifen gelernt. Jahrelang hatte jede gegen jede gekämpft, um die beste Arbeit und den besten Lohn zu erhalten. Koliwan bezahlte nach einem ausgeklügelten System. Jede bekam, was sie zum Leben brauchte, aber alles Weitere mußte durch harte Arbeit und Engagement verdient werden.

Es war nicht so wie in der Kolonne, wo alle gleich gewesen waren. Es gab keine unbeschwerteren Abende mehr. Anfangs war Siebenton der Verzweiflung nahe gewesen, aber sie hatte dagegen gekämpft, indem sie sich Träume von weiten Fernen schuf und sich von den Geheimnissen der Tessma faszinieren ließ.

Jede der anderen war’ ihre Rivalin gewesen,, um so mehr, als sie von Koliwan von Anfang an bevorzugt behandelt worden war. Es hatte fünf Jahre gedauert, bis sie sich durch Leistung durchgesetzt und durch ihre Persönlichkeit unangreifbar gemacht hatte. Die anderen, bis auf ihre Gruppe, liebten sie nicht, aber sie achteten sie nun.

Ihre Gruppe, das war einmal Hentele, mit 62 Jahren nur zehn Jahre älter als sie, die sie von der Spitze vertrieben hatte. Anfangs war sie ihre größte Feindin gewesen, doch mittlerweile hatten sich die beiden arrangiert, und Hentele hatte eingesehen, daß auch sie von Siebentons Ideen profitieren konnte. Seither waren die beiden Frauen unzertrennlich geworden.

Tamal, 95 Jahre, und Grasche, 100 Jahre alt, komplettierten ihr Team. Für sie galt das gleiche wie für Hentele, und immer mehr wuchsen die Frauen zusammen. Erst an diesem Tag aber sollte sich ihr Verhältnis zueinander wirklich ändern.

Siebenton arbeitete im künstlichen Licht der langen, an der Decke befestigten Lampen mit dem Desintegrator und löste Meter um Meter vorsichtig den Sand auf, der sich an den Wänden im Laufe der Jahrzehntausende festgesetzt und verfestigt hatte. Das grobe Erdreich schaufelte Hentele nach hinten, wo Tamal es an Grasche weiterverfrachtete, die es bis zum horizontalen Schacht bringen mußte, wo es von Antigravkörben gute fünfzig Meter nach oben transportiert wurde. Dort wurde es in Container umgefüllt, die mit ihm, ebenfalls auf Antigravkissen, bis zum Prallschirm schwieben, der das ganze Gelände hermetisch abschloß, und auf eine Strukturlücke warteten, durch die der Abraum endgültig von der Fundstelle weggeschafft wurde.

Die Tessma\_Burg lag mitten in einer Einöde, wo Sand\_ und Staubstürme an der Tagesordnung waren. Ohne den Schirm wären die mühsam freigelegten Ruinen innerhalb weniger Tage wieder zugeweht worden. So aber war allmählich ein weiter Krater entstanden, aus dem die turmhähnlichen Spitzen der uralten Burg viele Meter hoch herausragten.

Doch noch immer vermutete Koliwan zwei Drittel der Burg unter der Erde—and da vor allem den Thronsaal der Königinnen. Ein zweites Team arbeitete sich von einer anderen Seite heran, aber nicht so schnell wie das von Siebenton.

Sie hatte das System des Schuttabtransports durch Vorschläge etwas verfeinert, vor allem aber die Arbeit mit dem Desintegrator forciert. Hatte selbst Koliwan Angst davor gehabt, daß durch diese Art der

Freilegung die Wände der Stollen und Kammern mit ihren wertvollen Malereien und Schriftzeichen mit zerstört werden konnten, so hatte ihm Siebenton gezeigt, daß die Sorge unbegründet war, wenn er nur die richtigen Präzisionsinstrumente benutzte.

Dabei kam ihr zugute, daß sie einmal zwei Jahre lang mit Greine und Oriwad in einer Fabrik gearbeitet hatte, die solche Instrumente herstellte \_für die Industrie, aber auch für Bastler und Hobby\_Archäologen. Es gab auf Wolkenort nicht nur die großen Fundstellen wie Tessma\_Burgen, sondern vieles aus der Vergangenheit zu entdecken.

Der Desintegrator löste, schwach eingestellt, den Sand auf und zerstrahlte keinen Millimeter der aus großen Steinen gemauerten Wand des Stollens. Die kostbare Schrift der Tessma, die bisher noch nie hatte entziffert werden können, blieb genauso erhalten wie ihre Zeichnungen und alle Farben.

Siebenton merkte, wie Hentele neben ihr zu schaufeln aufhörte. Sie war erschöpft, wie jeden Tag vor Ende der Schicht. Heute aber hatte sie besonders hart geschuftet, weil die Frauen glaubten, der Thronkammer so nahe zu sein, daß sie sie vielleicht noch erreichen konnten. Und wer eine solche wichtige Kammer zuerst entdeckte, der durfte mit einer besonderen Belohnung durch Koliwan rechnen.

Noch war es eine Stunde bis zum Schichtwechsel.

“Ich kann nicht mehr”, gestand Hentele. “Wie ist es, gibst du mir kurz deinen Desintegrator, damit ich einige Kubikmeter verfestigten Sand einfach wegstrahle?”

Zuerst hatte Siebenton an einen Scherz geglaubt. Dann aber sah sie die ehemalige Rivalin im Kunstlicht und wußte, daß die Mönchin heute tatsächlich am Ende war. Die Arbeit für Koliwan war für viele die Hölle. Nur wer gewisse Privilegien besaß, ertrug sie leichter. Mehr als einmal hatte Siebenton miterlebt, wie Arbeiterinnen ganz plötzlich zusammengebrochen waren. Zwei waren in den sieben Jahren ihres Hierseins an Erschöpfung gestorben. Dann hatte Siebenton jedesmal ihren Kontrakt verflucht, der sie an Koliwan band.

“Ich tue es für dich”, sagte sie zu Hentele. “Ruh du dich aus!”

“Nein, nein, ich möchte es einmal versuchen. Ich habe schon mit Desintegratoren gearbeitet, als du auf den Feldern geschuftet hast, Siebenton. Na, komm Schon! Gleich hast du ihn zurück. Ich kann wirklich nicht mehr, und du weißt, daß entweder Tamal oder Grasche es Koliwan verraten werden, wenn kein Nachschub mehr kommt. So kommt er zwar auch nicht, aber ich kann vorweisen, daß ich weitergearbeitet habe. Wer weiß, vielleicht bekomme ich dann endlich einen Desintegrator?”

Siebenton zögerte. Sie wußte genau, daß Koliwan es auch jetzt noch, trotz ihrer Erfolge, nicht gestattete, mit Desintegratoren die Stollen freizustrahlen, statt mühselig den Abraum fortzuschaffen. Er hatte zuviel Angst davor, daß wertvolle Gegenstände im Stollen oder an den Wänden beschädigt werden könnten. Im Grunde gab sie ihm sogar recht. Wer nicht mit einem Desintegrator umgehen konnte, der bedeutete eine Gefahr nicht nur für die Ruinen.

Was Siebenton tat, war Feinarbeit und daher etwas ganz anderes. Aber dann gab sie nach und reichte Hentele das Werkzeug, nachdem sie die Intensität um Faktor drei verstärkt hatte.

“Sei nur vorsichtig damit!” bat sie ihre Kollegin. “Du weißt, was Koliwan mit uns macht, wenn du etwas von der Burg beschädigst.”

“Und wennschon. Er kann uns bestrafen, aber nicht umbringen.”

Damit drehte sie sich um und setzte den Desintegrator in Gang.

Anfangs ging alles glatt, und als Siebenton sah, wie sich Kubikmeter um Kubikmeter verdichteter Sand vor Hentele auflöste, sah sie sich schon als Fürsprecherin dafür, daß zumindest Hentele auch mit einem solchen Gerät ausgerüstet würde.

Doch dann mußte die andere Frau vom Sternlicht verlassen worden sein!

Hentele lachte plötzlich laut auf. “So einfach ist das!” rief sie. “So einfach, Siebenton! Und dafür schufte und schaufele ich seit Jahren!”

Sie stellte die Intensität höher ein, drehte wie von Sinnen am Stellrad, und aus der schwachgrünen, kalten Glut vor der Abstrahlmündung des Desintegrators wurde eine scharfe grüne Zunge, die sich in den Sand hineinfaß und ihn fortstrahlte.

“Koliwan ist ein Narr!” rief sie. “Wir können eine Burg innerhalb weniger Tage freilegen!”

“Nicht!” rief ihr Siebenton warnend zu. “Hör auf!”

Aber es war schon zu spät. Hentele war wie in einen Rausch geraten und feuerte, was das Zeug hielt. Von hinten kamen Tamal und Grasche herbeigelaufen, die sich über das Ausbleiben von Abraum wunderten. Hentele hörte sie und drehte sich zu ihnen um, ohne den Desintegrator abzuschalten. Der blaßgrüne Strahl zerschnitt den Stollen und Tamal in Höhe der Hüfte—and bevor Siebenton Hentele das zur Waffe gewordene Instrument aus der Hand schlagen konnte, durchtrennte es zwei Stützpfeiler und brachte den Stollen hinter ihnen zum Einsturz.

Siebenton deaktivierte den Desintegrator. Sie sah die Zerstörungen in den Wänden, dann die einstürzende Decke. Die vorher mühselig abgestützten Sandmassen kamen herunter und begruben den Stollen. Siebenton hängte sich den Desintegrator um und ergriff Hentele und Grasche bei den Händen. Sie zog sie mit sich zurück, bis der Sandrutsch aufgehört hatte und sie in einem höchstens zehn Meter weiten Stollenstück gefangen waren.

“Dazu habe ich dir den Strahler nicht gegeben!” fuhr Siebenton Hentele an. “Das Licht sei mein Zeuge dazu nicht!”

Es war ein Unfall gewesen, aber eine Mönchin war dabei ums Leben gekommen. Und sie, Siebenton, trug die Schuld daran.

“Wir haben hier nur für kurze Zeit Luft”, zwang sie ihre Gedanken in eine andere Richtung; Buße konnte sie später noch mehr als genug tun. Ihr breiter, flacher Schädel drehte sich vor Aufregung und Angst von einer Seite auf die andere. “Sicher hat man oben bemerkt, daß der Stollen eingestürzt ist, und wird uns zu Hilfe kommen. So lange können wir aber nicht warten. Wir müssen zum Schacht!”

Damit nahm sie den Desintegrator wieder herunter und stellte ihn auf höchste Leistung.

“Wo der Stollen eingebrochen ist, sackt immer noch Sand nach, soviel du auch zerstrahlst!” rief Hentele.

“Er ist über der Ruine weitgehend abgetragen worden”, gab Siebenton zurück. “Wir können es schaffen, er kann nicht ewig nachsinken.”

Sie begann zu feuern. Jetzt konnte sie keine Rücksicht mehr auf die Wandschriften und bemalungen nehmen, jetzt ging es um das nackte Leben. Sie wunderte sich darüber, daß sie überhaupt so gefaßt sein konnte, wo doch Tamal in zwei Teilen tot unter den eingedrungenen Sandmassen lag. Sie wußte nur eines: Bevor Koliwan mit anderen Helfern da war, würden auch sie tot sein, ersticken.

Die Mönchin feuerte und feuerte. Für jeden Kubikmeter Sand, den sie zerstrahlte, rutschte ein weiterer nach. Sie schwitzte. Sie nahm den Finger nicht vom Auslöser. Irgendwann mußte doch Schluss sein! Aber der Sand kam gnadenlos nach. Die Luft wurde bereits knapp. Siebenton hustete. Als sie sich umsah, sah sie Grasche zusammenbrechen, während Hentele wie besessen mit ihrer Schaufel Sand hinter sich kippte.

Und dann endlich sahen sie das Licht des Tages zwischen dem Loch in der Stollendecke und der Sandhalde aufblitzen. Von oben, als sich die Öffnung vergrößerte, fielen Schatten herab. Siebenton arbeitete fieberhaft weiter, während von oben die Retter kamen.

Jedenfalls waren sie das in diesem Moment.

\*

Koliwan tobte. Er schlug um sich, drosch Löcher in die Luft und schrie, bis er außer Atem war und sich in seinen großen Klappstuhl fallen ließ, in der Mitte des riesigen Zeltes, das er bewohnte. Es war auf eingeebnetem Boden errichtet worden und vollgestopft mit Kartentischen, weiteren Möbeln, aufbereiteten Fundstücken und Kostbarkeiten wie den restaurierten Chitinpanzern zweier bei der letzten Burg geborgenen Tessma Leichen. Man konnte glauben, die beiden zwei Meter hohen, dreigliedrigen Panzer mit dem rekonstruierten riesigen Schädel darauf könnten jederzeit zu neuem, unheimlichem Leben erwachen.

Der Archäologe schien seine erste Wut abreaktiert zu haben. Er atmete einige Male tief ein und ließ sich von Jessup, der mit betretener Miene neben ihm stand, ein Getränk in den Zangenmund einflößen. Siebenton,

die mit Hentele und Grasche wie abzurüttelnde Verbrecher einige Meter vor ihm stand, vermutete daß es sich um einen beruhigenden Trunk handelte.

“Wißt ihr überhaupt, was ihr getan habt?” fuhr es dann endlich aus Koliwan heraus, nachdem sein Schweigen und seine Blicke Minutenlang schlimmer gewesen waren als jede Beschimpfung. “Ihr habt nicht nur die Arbeit von vielen Wochen zerstört, sondern; viel schlimmer, unersetzbliche archäologische Werte! Euer Stollen ist verwüstet, Schriften und Bilddokumente, die hunderttausend Jahre überdauert haben, sind innerhalb von Sekunden zerstört worden \_durch das Werk einer Wahnsinnigen! Du wirst dafür büßen, Hentele! Was du getan hast, kannst du nie wieder gutmachen, und wenn du tausend Jahre für mich arbeiten würdest. Du hast unser Volk, hast die ganze Galaxis Shaogen\_Himmelreich eines Schatzes beraubt, der unwiederbringlich ist. Deshalb wirst du auch durch unser Volk bestraft werden. Ich schicke dich fort, Hentele. Du arbeitest nicht mehr für mich, ich verstoße dich, und als Verstoßene wirst du nirgendwo mehr Arbeit finden und nirgendwo Anerkennung.”

Siebenton hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.

Atemlos starnte sie Koliwan an und glaubte, daß sie träumte. Das konnte er gerade nicht gesagt haben. Das konnte er Hentele nicht antun. Es war wie ein Todesurteil. Und jetzt warf sich Hentele auch noch flehend und weinend vor ihm auf den Boden und bat um Gnade!

Mit keinem Wort hatte der Archäologe bisher Tamals schreckliches Schicksal erwähnt. Doch dafür kündigte er jetzt an, daß Grasche für Hentele nachrücken und die schwere Arbeit am Stollenende übernehmen solle, sobald der Stollen wieder freigeräumt und neu abgestützt worden sei.

Das konnte, das durfte alles nicht wahr sein!

“Grasche ist dieser schweren Aufgabe nicht gewachsen”, hörte sich Siebenton sagen.

Sie war einen Schritt vorgetreten und erschrak über ihren eigenen Mut. Doch ihr Zorn war groß, und sie wollte nicht schweigen.

“Du würdest sie umbringen, Koliwan”, fuhr sie nach kurzer Pause fort. “Und gib die Schuld an dem Unglück nicht allein Hentele. Ich bin mindestens genauso verantwortlich, weil ich ihr meinen Strahler gab. Ich hätte es nicht tun dürfen, also bestrafe mich, wenn du schon glaubst, daß durch weltliche Strafe irgend etwas besser wird. Ich glaube das nicht. Hentele hat fahrlässig gehandelt, aber ist das ein Wunder bei dem, was du ihr Tag für Tag zumutest? Sie hat sich die Arbeit nur ein wenig erleichtern wollen. Zeig, daß du ein guter Herr bist, Koliwan, und kein Möncheschinder. Vergib ihr und laß sie weiter für dich arbeiten. Bestraf mich für meinen Leichtsinn. Das wäre gerechter.”

Der große Mann mit der Armpflose und der blassen Haut sah sie an, als erblickte er sie zum erstenmal. Sie konnte sich denken, warum er sich so auf Hentele eingeschossen hatte. Er wußte genau, daß sie, Siebenton, eine gewaltige Mitschuld trug. Aber sie war zu wertvoll, um sie einfach zu opfern. Statt dessen sollte nun die andere dran glauben.

“Was erlaubst du dir, beim Sternlicht!” fuhr er sie an, als er die Überraschung über ihren Ausbruch verdaut hatte. Er zeigte mit dem künstlichen Finger auf sie. “Seit wann macht ein Weib Koliwan Vorschriften, was er zu tun und zu lassen hat? Ich werde ...”

“Du kannst es kurz machen, Herr”, unterbrach Siebenton ihn. “Entscheide dich für oder gegen Hentele. Verstößt du sie, dann werde ich mit ihr gehen.”

“Das kannst du nicht!” Er lachte schallend, so als habe sie sich soeben selbst überlistet. “Du hast einen Arbeitsvertrag über zehn Jahre mit mir abgeschlossen.”

“Dann breche ich ihn, und wir sind beide verstoßen. Hentele und ich werden Wolkenort verlassen. Auf irgendeinem Schiff wird sich schon eine Passage finden und eine Welt, deren Bewohner nicht so stur und herzlos, sind wie die Mönche von Wolkenort!”

“Siebenton!” rief da Jessup aus. Er schien ehrlich erschüttert. “Sündige nicht! Befleckte nicht deine unsterbliche Seele, indem du Dinge tust oder sagst, die dir später bitter leid tun werden. Wir sind alle noch zu sehr mitgenommen, um klar genug denken zu können, und sollten.”

“Ich lasse mich nicht erpressen!” schrie Koliwan. “Von niemandem, auch nicht von dir, Siebenton.

Wenn du meinst, daß du mit Hentele gehen mußt, dann ...”

“Nicht, Herr!” rief Jessup und stellte sich mit beschwörender Miene vor den Archäologen.

Dann flüsterte er ihm etwas zu—und bevor er damit fertig war, traf sie alle das Shaogen\_Sternlicht.

Es war das erste Mal in ihrem Erwachsenenleben, daß Siebenton nicht darauf gewartet hatte. Es traf sie diesmal völlig unvorbereitet. Ihr wurde heiß und kalt, jede Faser ihres Daseins wurde durchleuchtet, nichts konnte unentdeckt bleiben—nicht ihre Aufsässigkeit, nicht ihr Leichtsinn im Stollen, der zu Tamals Tod geführt hatte, aber auch nicht ihr mutiges Auftreten für Hentele.

Sie hatte es mit ihrer Drohung ernst gemeint und bat dafür um Vergebung, als sie sich niederkniete und die Gebetsformel sprach. Aber eine Sünde war es eine Sünde gewesen? Eine Sünde hätte es für sie bedeutet, zu schweigen und Koliwans böses Spiel mit Hentele mitzuspielen.

Auch jetzt wieder kam ihr das Sternlicht ewig vor. Doch dann, als es sie verlassen hatte, fühlte sie sich wie befreit und gereinigt. Tief in ihrem Innern spürte sie, daß sie richtig gehandelt hatte.

Und vielleicht war das Sternlicht auch gerade richtig gekommen, um Koliwan's harte Haltung aufzuweichen. Er hatte sein Gebet gesprochen und blickte die Frauen nach wie vor mit finsterer Miene, aber doch ruhiger an. Jessup flüsterte noch einmal mit ihm, bevor er sich wieder neben ihn stellte und den Mönchinnen zuwandte.

Siebenton hatte nichts mehr zu sagen. Sie ging zu Hentele, die immer noch am Boden lag, und half ihr sanft auf. Dann traten sie zurück bis zu Grasehe, die am ganzen Leib zitterte.

Gespannt blickten die Frauen auf Koliwan. Der Archäologe schwieg lange. Dann endlich sagte er:

“Das nächstmal stelle ich Fothok als Arbeiter ein und keine Mönchsfrauen, die frech sind und ihrem Herrn widersprechen. Frauen sind für die harte Arbeit geschaffen und nicht für das Denken! Aber ich bin in mich gegangen und will euch diesmal noch vergeben. Hentele darf ihre Arbeit behalten, solange sie niemals wieder einen Desintegrator anröhrt. Von Siebenton wird sie ihn nicht bekommen können,, weil Siebenton nun selbst ohne Strahler wird auskommen müssen. Für Tamal werde ich einen Ersatz finden. Bis dahin müßt ihr die Arbeit für sie miterledigen. Gibt es Einwände gegen diese Entscheidung?”

Die Frauen sagten nichts, nur Grasehe dankte unterwürfig. Und Jessup lobte seinen Herrn und “Freund” für das “gerechte Urteil” aus seinem Munde—an dessen Zustandekommen er sicherlich nicht unbeteiligt gewesen war.

Nein, Siebenton hatte nichts vorzubringen. Den Umständen entsprechend hatte sie das Beste für die Frauen herausgeholt, auch wenn die Zeiten nun wirklich hart werden würden. Da machte sie sich keine Illusionen.

Koliwan hatte unter dem Druck der Situation—woher bekam er rasch genug qualifizierte neue Arbeiterinnen, und durfte er Siebenton wirklich ziehen lassen?—nachgegeben und dabei eine Niederlage erlitten.

Und das würde er nicht so schnell auf sich beruhen lassen.

\*

Sie hatte gewußt, daß die Arbeit hier die Hölle war—allerdings für andere. Jetzt erfuhr sie es am eigenen Leibe.

Koliwan ließ sie neben Hentele die grobe Arbeit am Ende des Stollens machen. Abwechselnd trugen die Frauen den Abraum in schweren Eimern zu Grasche, die sich damit erschöpfte, ihn weiterzubringen bis zum Antigravkorb. Den verfestigten, krustigen Sand mußte Siebenton von Hand mit Hammer und Meißel und groben Bürsten von den Wänden entfernen. Doch selbst dabei fand sie Mittel und Wege, sich die Prozedur einfacher zu gestalten, und das erfuhr Koliwan. Er registrierte das und nutzte Siebentons Neuerungen an den anderen Stellen. Sie war immer noch wertvoll für ihn, auch wenn sie ihren Ehrgeiz nicht mehr für ihn einsetzte, sondern für sich selbst, um zu überleben.

Noch drei Jahre ...

So entschlossen sie gewesen war, ihren Vertrag für Hentele zu brechen, so sehr war sie nun in der Absicht gefangen, diese restlichen drei Jahre ihres Martyriums durchzustehen. Sie wollte Koliwan nicht den Triumph gönnen, sie als Ausgestoßene zu sehen. Irgendwie war es auch so etwas wie ein Machtkampf zwischen ihnen geworden. Er wollte sich für die erlittene Niederlage rächen, und sie wollte ihm beweisen, daß er sie durch keine noch so große Schikane kleinkriegte.

Eine, wenn nicht die größte Hilfe war ihr dabei die Freundschaft von Hentele und Grasche. Der schlimmste Tag in ihrem Zusammensein hatte tatsächlich aus alten Rivalinnen nicht nur Frauen gemacht, die sich gegenseitig akzeptierten, sondern wirkliche Kameradinnen. Hentele würde Siebenton bis zum Tod nicht vergessen, wie sie sich für sie eingesetzt und dabei ihr eigenes Schicksal riskiert hatte. Und das gleiche galt für Grasche ebenso.

Nach Ende der Schicht, wenn sie sich erfrischt und gegessen hatten und in ihrem Zelt lagen, unterhielten sie sich, bevor sie vor Erschöpfung einschliefen. Sie schmiedeten Pläne für die Zukunft. Henteles Arbeitsvertrag lief in einem Jahr aus, und sie hatte nicht die Absicht, ihn auch nur um einen Tag zu verlängern. Sie sagte immer, daß sie "draußen" auf Siebenton warten würde, um dann mit der kontraktmäßig festgelegten, ihnen zustehenden Summe, die bei Vertragsende fällig wurde, eine Passage zu einem anderen Planeten zu buchen.

Sie sagte das auch noch, als ihre zehn Jahre herum waren und sie Koliwan verließ. Sie versprach, an dem Tag, an welchem Siebenton frei sein würde, am Raumhafen von Bleuht auf sie zu warten.

Aber Siebenton war nicht sicher, ob sie diesen Tag noch erleben würde. Sie schlief schlecht, und die Alpträume wurden schlimmer: die Welt ohne Licht, der unerreichbare Gipfel ...

Das Kräftemessen mit Koliwan wurde immer härter. Er wußte, daß sie seine Herausforderung angenommen hatte, und mutete ihr immer schwerere Arbeiten zu, die mit ihrer ursprünglichen Tätigkeit nichts mehr zu tun hatten. So besessen, wie er von den Tessma war, so besessen war er jetzt von dem Gedanken, die Mönch in die Knie zu zwingen. Und je mehr Widerstand sie ihm leistete, desto größer war seine Wut.

Siebenton hatte nur noch Grasche als Freundin. Die neuen Arbeiterinnen waren wieder nur auf ihren Vorteil bedacht. Siebenton sehnte jede Periode des Shaogen\_Sternlichts herbei, um in diesem kurzen und doch so langen Augenblick der Durchleuchtung Kraft und Frieden zu tanken.

Ihre Sehnsucht nach der Ferne wurde größer und größer. Bald ertrug sie ihre Arbeit nur noch, indem sie sich dabei vorstellte, wie es nach Ablauf des Vertrags sein würde und daß Hentele ihr Versprechen halten würde. Sie zählte die Tage. Jeder Schlag mit der Hacke, jede Schaufel mit Sand war eine weniger, die sie für Koliwan zu füllen hatte, dessen Erniedrigungstaktik auch nicht davor hältmachte, daß er ihr eindeutige sexuelle Angebote machte.

Wenn sie ihm körperlich zu Willen war, sagte er, wollte er sie wieder mit leichteren Arbeiten bedenken. Sie ließ ihn dafür ihre ganze Verachtung spüren.

Und sie arbeitete wie eine Besessene. Jede Schaufel eine weniger. Jeder Kubikmeter Sand einer weniger. Irgendwann würden sie auf den Thronsaal stoßen. Dann neue Geheimnisse und eine neue Burg. Vielleicht auf Wolkenort, vielleicht auf einem der anderen Planeten, die ehemals zum tessmalischen Sternenreich gehört hatten.

Weiter, immer weiter. Nicht rasten. Koliwan keine Chance zum Triumph geben. Der Möncheschinder sollte erkennen, daß ihm auch Frauen gewachsen waren. Zumindest eine. Grasche und die anderen Arbeiterinnen waren leider nur typische Mönchinnen, im Gegensatz zu Hentele und ihr. Sie arbeiteten, um zu leben. Sie dachten nicht nach, interessierten sich für nichts. Sie waren Frauen, bis sie das Transformationsalter erreichten und, nach den Monaten des hormonellen Wechsels und der damit einhergehenden Schwäche, als Mann "wiedergeboren" würden, schwach, aber denkend.

So rackerte Siebenton sich ab, und irgendwann brach sie zusammen. Sie war mehrere Tage lang außer Gefecht. Jessup versorgte sie mit aufbauenden Säften und Medikamenten.

"So kann es doch nicht weitergehen", redete er auf sie ein. "Ich fühle mich für dich verantwortlich, Siebenton, auch wenn ich auf Koliwans Seite stehen müßte. Aber ich habe dich angeworben. Gib den sinnlosen

Kampf auf! Du kannst ihn nicht gewinnen. Es hat schon genug Tote bei den Ausgrabungen gegeben. Willst du denn unbedingt die nächste sein?"

"Mich kriegt er nicht klein", sagte sie. "Ich danke dir, Jessup. Aber ich werde auch jetzt weiterkämpfen. Er wird es nicht erleben, daß ich meinen Vertrag breche."

"Aber du setzt dein Leben aufs Spiel. Du bist krank, Siebenton. Du hast aufgehört, auf die Warnsignale deines Körpers zu hören. Beim Licht, du bist genauso stur wie Koliwan!"

"Das mag sein", sagte sie.

Kurz darauf stand sie wieder im Stollen und schuftete sich ab. Sie wußte bald nicht mehr, warum sie das tat. Sie wußte nur, sie mußte durchhalten, immer weiter durchhalten ...

Ihr zweiter Zusammenbruch ließ nicht lange auf sich warten. Wieder kümmerte sich Jessup rührend um sie, und wieder wollte sie von seinen Ermahnungen nichts wissen.

"Ich bin dir sehr dankbar", sagte sie zu ihm. "Aber ich muß das hier durchstehen, um frei zu werden."

Und da sagte er etwas sehr Merkwürdiges zu ihr: "Du bist vielleicht früher frei, als du jetzt denkst, Siebenton. Ich kann dir noch keine Versprechungen machen. Aber es gibt jemanden, der sich für dich interessiert. Und falls dieses Interesse echt ist, darf sich selbst Koliwan nicht widersetzen."

Er sagte nichts weiter dazu, aber seine Worte genügten, um ihre Gedanken in ein Karussell zu versetzen.

Wer sollte das sein, der Interesse an ihr hatte und gegen den Koliwan machtlos war? Eine Idee schoß ihr durch den Kopf. Etwa Walyon, von dem sie oft träumte? .

Die Priesterschaft hätte Einfluß genug, das war sicher.

Sie versuchte, Jessup heimlich auszufragen, aber er gab keine Antwort. Also arbeitete sie weiter, und diesmal paßte sie besser auf sich auf. Sie hatte nichts zu verlieren, wenn sie langsamer war. Jessups Andeutungen hatten neue Hoffnung in ihr geweckt. Und erst jetzt begriff sie, daß sie die noch verbleibenden eineinhalb Jahre in Koliwans Diensten lebend nie durchstehen würde, sosehr sie sich auch zurücknahm.

Natürlich blieb Koliwan Siebentons nachlassender Eifer nicht verborgen, dafür sorgten schon die neuen Arbeiterinnen, die sich über sie beschwerten. Er drohte ihr damit, sie außerhalb der gewöhnlichen Schichten weiterarbeiten zu lassen, aber bevor es soweit kam, gelang ihnen der Durchbruch zum Thronsaal der Königinnen dieser Burg.

Er war riesig. Bisher war kein Sand eingedrungen, es gab keine Ritzen. Frische Luft war in das tief im Boden liegende Gewölbe nur durch einen großen, langen Schacht im fünf Meter hohen Zentrum der Decke eingedrungen. Doch wie bei allen Burgen, die Siebenton mit Koliwan bisher freigelegt hatte, war er sorgfältig zugemauert worden offenbar kurz bevor die Bewohner der Burg verschwanden oder sich zum Sterben in die Grabkammern zurückzogen..

Der Thronsaal war, ebenfalls wie die zuvor gesehenen, eine Mischung aus großzügiger Residenz für die jeweils drei Königinnen eines Tessma\_Staates und einem technischen Schaltzentrum. Ähnlich wie bei den heutigen Mönchen hatten die Tessma primitive Geräte und Anlagen mit High\_Tech\_Elementen verbunden. Bestand die Peripherie ihrer Burgen aus geglättetem Stein mit den üblichen Schriften und Bemalungen, aus simplen Stollen und Schächten und Kammern, so war die eine Hälfte des Thronsaals für Siebenton etwa so, wie sie sich eine moderne Raumschiffszentrale vorstellte.

Es gab große Monitorreihen, Terminals und riesige Pulte, die alle dreiviertelkreisförmig um die drei hohen, schweren Sessel in der Mitte des Saals angeordnet waren. Hinter dem ausgesparten Viertel befanden sich Ausgänge, hinter denen erfahrungsgemäß die Quartiere der einfachen' Arbeiter lagen, und darunter, noch einmal ein Dutzend Meter tiefer, die Grabkammern.

Koliwan war ganz in seinem Element und vergaß Siebenton vorübergehend. Er nahm die Burg sozusagen für sich in Besitz, jedenfalls, bis er mit seinen Forschungen fertig war und sie denjenigen übereignen mußte, die seine Expeditionen finanzierten. Und das war in letzter Instanz der Seelenhirte von Wolkenort.

Siebenton dagegen konnte längst keine so rechte Begeisterung mehr aufbringen. So sehr sie die Hinterlassenschaften der Tessma früher fasziniert hatten—heute beschränkten sich ihre Empfindungen auf Fragen wie die, warum dieses mächtige Volk so plötzlich von der Bildfläche verschwunden war. Aber konnte

man überhaupt von einem “Plötzlich” reden, wenn es sich um Zeiträume von Jahrzehn\_ oder Jahrhunderttausenden handelte?

Siebenton war wie abgestumpft. Sie kämpfte ums Überleben, und mit jedem Tag, der ereignislos verlief, schwand ihre Hoffnung auf Erlösung ein wenig—durch wen letztlich auch immer.

Doch dann, als sie schon gar nicht mehr daran glaubte, war er plötzlich da und forderte sie von Koliwan. Er war kein Priester, und er wollte Siebenton nicht für sich, sondern für die Organisation, für die er als Werber und Rekruteur unterwegs war: *die Shaogen Außenwächter!*

Und Koliwan mußte sie gegen seinen Willen ziehen lassen, denn Jessup hatte recht. Wer von den geheimnisumwitterten Außenwächtern angefordert wurde, der durfte sich weder selbst widersetzen, noch hatte ein Vertragspartner das Recht, auf Erfüllung des Arbeitskontrakts zu bestehen.

Damit endete für Siebenton ein langer Alptraum—and ein neuer begann.

### 3.

#### *Siebenton, 54 Jahre Brown*

Später fand sie heraus, wie Brown auf sie aufmerksam geworden war: Hentele, die genau wußte, wie sehr ihre Freundin unter Koliwan zu, leiden hatte, hatte ihn kontaktiert, als er in Bleuh war und sich nach potentiellen neuen Mitgliedern des Wächterordens umsah. In jeder der großen Städte gab es ein Rekrutierungsbüro. Hentele hatte damit auch für Siebenton ein Opfer gebracht. Wenn Siebenton die Prüfungen erfolgreich bestand, dann würde nichts werden aus ihrem Wiedersehen. Hentele hatte ihren gemeinsamen Zukunftstraum für Siebentons Leben aufgegeben.

Siebenton hielt sich nun seit vier Tagen an Bord eines AußenwächterSchiffes auf, der TARASCH: Diese Schiffe basierten auf der Mond\_Grundform, besaßen jedoch an jeder Sichel spitze zwei zwanzig Meter hohe Türme, einen nach oben, einen nach unten ragend. Die insgesamt vier Türme beinhalteten schwere Waffensysteme. Die Außenwächter\_Schiffe verfügten außerdem über einen kastenförmigen Heckflansch von dreißig mal dreißig mal dreißig Meter Größe, der zur Hälfte in den Schiffskörper versenkt war. In ihm befanden sich zusätzliche Triebwerkssysteme für bessere Beschleunigungswerte und bessere Beweglichkeit.

Wie groß der Gefallen wirklich war, den Hentele ihr erwiesen hatte, würde sich erst noch zeigen. Siebenton hatte natürlich von den Außenwächtern gehört, aber nur so viel, daß ihre Aufgabe darin bestand, die Umtriebe der Ungläubigen im Halo der Galaxis—vor allem des Traal\_Gegenkults—in Schach zu halten, und daß es bei ihnen überaus streng zuging. Das hatte bereits bei ihrer Rekrutierung begonnen. Sie hätte wirklich nicht ablehnen dürfen. Neue Mitglieder des Ordens wurden\_ewählt und hatten sich zu fügen. Man konnte nicht selbst entscheiden, ob man zu den Wächtern gehen wollte. Insofern waren die. Begriffe “Werber” und “Rekrutierungsbüro” falsch. Es wurde nicht geworben, es wurde befohlen.

Siebenton hatte die Kammer, in der sie mit zwei anderen Frauen schlief, seit dem Start der TARASCH von Wolkenort nicht verlassen dürfen. Sie ahnte, daß es allen Mönchinnen so ging, die mit ihr an Bord gebracht worden waren. Auf dem Raumhafen von Bleuh hatte sie über zweihundert gezählt. Nahrung wurde ihr, Beckar und Herget in regelmäßigen Abständen gebracht. Für Waschen und Notdurft gab es eine kleine Kabine, die auch von den Insassinnen der Nachbarkammern genutzt werden konnte. Es fehlte den Frauen an nichts, bis auf ihre Bewegung und ihre Freiheit.

Siebenton tröstete sich immer dann, wenn sie trübe Gedanken überkamen, mit der Gewißheit, daß sie bei Koliwan sicherlich zugrunde gegangen und gestorben wäre. Sie wußte nicht, was vor ihr lag, doch was hinter ihr lag, das wußte sie ganz genau: verlorene Jahre; ein Stück Leben, das am Ende kein Leben mehr gewesen war.

Manchmal fragte sie sich, was geworden wäre, wenn sie bei ihrer Kolonne geblieben wäre, bei Klast und Oriwad, Greine und den anderen. Oriwad mußte inzwischen längst zum Mann geworden sein.

Aber sie, sie war jetzt wenigstens auf dem Weg dorthin, wohin es sie immer mehr gezogen hatte: zu den Sternen! Wenn sie es richtig anpackte, konnte die noch so vage aussehende Zukunft eine strahlende werden. Es lag sicherlich auch an ihr. Und wer sagte, daß die Schreckensbilder, die allgemein vom Halo gemalt wurden, auch stimmten? War es nicht nur die Angst vor dem Unbekannten, die die Mönche auf Wolkenort so hatte reden und manchmal nur flüstern lassen?

“Ich möchte wissen, wo wir jetzt sind”, sagte Herget, mit 78 Jahren die jüngere von Siebentons Kammergenossinnen. “Lange kann der Flug nicht mehr dauern, auch wenn wir noch auf einigen Planeten landen und Frauen an Bord nehmen sollten. Das ist ja schon zweimal geschehen.”

“Wer sagt dir das?” fragte Beckar; sie war fünfzehn Jahre älter als Herget. “Das mit dem Flug?”

“Mein Gefühl”, behauptete Herget. “Oder glaubt ihr, sonst ließen die Wächter uns so lange in den Kammern? Und die Zwischenlandungen habt ihr ja auch mitgekriegt.”

Sie vermied das Wort “eingesperrt”, fiel Siebenton auf. Im Gegensatz zu ihr und Beckar stand Herget den Grenzwächtern positiv und kritiklos gegenüber. Was sie taten, war für sie richtig. Es gab bei ihr keine Zweifel.

Siebenton hätte, außer Brovn, nur zwei oder drei Besatzungsmitglieder gesehen, als sie ins Schiff gebracht und auf die Kammern verteilt wurden. Dazu kam der, der ihnen das Essen brachte. Ihr Anblick war nicht gerade vertraueneinflößend. Die Außenwächter trugen orangefarbene Schärpen, aber vor allem rote Kapuzen, die über das ganze Haupt hingen und lediglich einen Spalt für die Augen beziehungsweise die Mund\_ und Atemöffnung ließen. Diese Kapuze schienen die Ordensangehörigen permanent zu tragen.

“Mich interessiert vielmehr”, sagte Siebenton, “warum ausschließlich Frauen rekrutiert worden sind. Ich habe jedenfalls keinen einzigen Mann gesehen, der an Bord gegangen ist.”

“Das ist doch klar”, meinte Herget. “Die Shaogen\_Außenwächter sind Agenten und Kämpfer. Um stark zu sein, müssen sie daher noch jung sein, aber bereits mit allen Geheimnissen des Ordens und der Kampfeskunst vertraut. Und diese Geheimnisse lernen sie als Frauen kennen.”

“Wer hat dir das gesagt?” fragte Beckar.

“Manche Dinge weiß man, wenn man nur lange genug seine Sinne geöffnet hat.”

Siebenton fragte sich, ob Herget sich nicht doch freiwillig bei einem Rekrutierungsbüro gemeldet hatte und für geeignet befunden worden war.

Plötzlich wurde die schwere Kammertür von außen geöffnet, und ein Außenwächter trat halb herein. Siebenton wußte nicht, ob es jener war, der ihnen das Essen brachte. Sie sahen mit ihren Kapuzen alle gleich aus.

Sie war überrascht, als der Wächter nur ihr ein Zeichen gab, ihm nach draußen zu folgen.

“Du da, komm!” sagte er. “Brovn erwartet dich.”

Der “Werber”? Was konnte er noch von ihr wollen? Bei Koliwan hatten sie ausführlich geredet, aber gesagt hatte Brovn dabei so gut wie gar nichts. Was konnte er jetzt von ihr wollen?

Durch ungepflegte Korridore und über Rampen gelangte sie zu ihm. Brovn bewohnte natürlich eine Kammer für sich allein, doppelt so groß wie die der drei Frauen. Sie war mit einigen technischen Geräten ausgestattet. Auf einem Bildschirm sah sie einen Ausschnitt der TARASCH\_Zentrale.

Brovn wartete, bis Siebenton eingetreten war und sich die Tür hinter ihr wieder geschlossen hatte. Sie waren allein. Er erhob sich nicht aus seinem Schwenksitz vor den Bildschirmen und wies ihr einen Sessel ihm gegenüber zu.

Es war das erstemal, daß er eine der Frauen, mit denen sie Kontakt hatte, während des Fluges zu sich bestellt hatte. Sie sagte es ihm und fragte nach dem Grund.

“Du zeigst mir wieder einmal, daß du nicht auf den Mund gefallen bist, Siebenton”, versetzte er mit einem schwachen Lächeln. Er schien als einziger Mann auf dem Schiff keine Kapuze zu tragen. “Und daß du dir Gedanken machst. Du stellst viele Fragen.”

“Tue ich das?” fragte sie aufsässig, als eine Ahnung in ihr aufstieg. “Werden wir denn abgehört?”

“Selbstverständlich machen wir ... Kontrollen”, gab Brovn zu” als handelte es sich um eine reine

Formsache und nicht etwas, das mit der Würde der Mönche zu tun hatte. "Und ich gestehe, daß es besonderen Spaß macht, dir zuzuhören, wenn du dich mit deinen Freundinnen unterhältst, Siebenton." Aber es klang irgendwie anders, nicht so, als würde er sich wirklich darüber freuen. "Um es kurz zu machen, ich denke, daß du einmal ein guter Außenwächter werden wirst, wenn du erst unsere Regeln und Gebote, die Lehren und Prinzipien begriffen hast. Du hast die Chance dazu, ich weiß es. Und deshalb möchte ich dich warnen, Siebenton. Verspielst du diese Chance, dann ist deine Zukunft vielleicht sehr, sehr dunkel."

"Wie soll ich das verstehen?" fragte sie.

Wieder zeigte er das lächellose Lächeln.

"So, wie ich es gesagt habe. Was als nächstes mit euch passieren wird, ist, daß wir morgen auf einem Planeten landen werden, der gerade noch im Bereich des Shaogen-Sternlichts liegt. Du wirst die Kraft des Gotteslichts also noch spüren können. Auf diesem Planeten, der etwa 38.000 Lichtjahre vom Zentrum unserer Galaxis entfernt ist, werdet ihr Anwärterinnen ausgeladen und in ein Lager gebracht, in dem auch die geworbenen Mönchinnen von anderen Welten als Wolkenort abgeliefert werden. Insgesamt werdet ihr einige tausend sein, die von einem *Sammler* ins Ausbildungszentrum des Wächterordens weiterbefördert werden."

"Wo liegt dieses Ausbildungszentrum?" wollte Siebenton wissen.

"Im Halo, am Rand der Galaxis. Dort werdet ihr als erstes lernen müssen, ohne das Sternlicht zu leben und in der Isolation gläubig zu bleiben, denn bis dorthin reicht das Sternlicht nicht."

"Warum bringt ihr uns dann dorthin? Es muß ein schrecklicher Ort sein."

Der Gedanke daran, ohne das Sternlicht existieren zu müssen, war wirklich gräßlich für Siebenton. Dennoch sah Brovn sie so an, als wüßte sie es besser und wolle ihn aufs Glatteis führen, um ihm Informationen zu entlocken, die noch nicht für sie bestimmt waren.

"Dies ist unter deiner Würde, Siebenton", sagte er dann auch. "Du weißt genau, daß wir im Halo der Galaxis gegen den Traal-Gegenkult kämpfen, der unser Leben nach dem sogenannten Tod leugnet und ohne Aussicht auf Bestrafung im jenseitigen, wirklichen Leben, für das das unsere nur eine Vorbereitung ist, seine Verbrechen begeht. Um für diesen Kampf gerüstet zu sein, der in der Hauptsache im Orten und Hindern des Gegners am Einsickern in unseren Herrschaftsbereich besteht, muß die Ausbildung dort erfolgen, wo die spätere praktische Arbeit zu leisten ist: in der Peripherie. Ihr werdet euch als junge Frauen beweisen müssen, um als gereifte Männer euren Dienst tun zu können. Die Prüfungen, die auf jenem Planeten auf euch warten, werden hart sein. Nur etwa die Hälfte wird sie bestehen, die andere Hälfte wird mit gelöschter Erinnerung zu ihren Heimatplaneten zurückgeschickt.

"Es ist ein Geheimorden", stellte Siebenton fest. "Daher auch die Kapuzen, die offenbar niemals gelüftet werden."

"Du meinst die Houmts?" fragte Brovn. "Ja, so heißen sie."

"Haben die Außenwächter Angst, daß ihre Gesichter gesehen werden?"

"Die Houmts gehören zum Kult!" ereiferte sich Brovn. "Ja, wer einmal die Prüfungen bestanden hat, der ist kein Mönch mehr, sondern tritt in die Anonymität des Ordens ein."

"Und du?" fragte Siebenton. "Was bist du?"

Er blickte sie lange an, und sie hatte das Gefühl, daß es nicht glücklich klang, als er sagte:

"Ich? Ich bin ein Zwischending, Siebenton. Halb Mönch, halb Außenwächter." Er erhob sich. "Du wirst lernen müssen, ohne das Sternlicht auszukommen. Du wirst akzeptieren müssen, daß du anderen zu gehorchen hast bedingungslose Unterordnung! Du wirst dich daran gewöhnen müssen, niemals mehr persönlichen Kontakt zu anderen Wesen aufzunehmen, um nicht mit ihrem gefährlichen Gedankengut infiziert zu werden, dem des TraalGegenkultes. *Isolation im Glauben!* Fremdes Gedankengut ist wie ein Seuchenerreger. Es darf nicht einmal unbewußt weitergetragen werden."

"Aber du warst doch auf Wolkenort und hast mit uns gesprochen", warf sie ein.

"Ich sagte doch, ich bin ein Zwischending. Außenwächter, die auf den Welten der Mönche umherstreifen, um geeigneten Nachwuchs zu rekrutieren, stellen die einzige Ausnahme von der Kontaktsperrre dar."

Siebenton atmete tief ein und erhob sich.

“Darf ich jetzt gehen?” fragte sie.

“Morgen werdet ihr auf den Planeten gebracht”, sagte Brown. “Ich werde mit diesem Schiff abfliegen, aber ich habe die bestimmte Ahnung, daß wir uns wiedersehen werden, Siebenton. Mag das Licht es fügen, daß dies unter angenehmen Umständen sein wird.”

So, wie er es betonte, kehrte sich der Sinn des Gesagten in sein Gegenteil um. Mehr noch, Browns Tonfall konnte so ausgelegt werden, daß er *Unbehagen* in Siebentons Gegenwart empfand, ja; vielleicht eine lächerliche und durch nichts zu begründende Angst.

Als Siebenton zurück in ihrer Kammer war, stürzten sich ihre beiden Gefährtinnen neugierig mit ihren Fragen auf sie. Aber sie täuschte Unwohlsein vor und legte sich zum Schlafen nieder.

Aber gerade das konnte sie nicht.

Zum erstenmal war ihr in letzter Konsequenz bewußt geworden, daß sie von einer Gefangenschaft in die andere, eine wahrscheinlich noch schlimmere, geraten war.

Sollte *das* ihr Leben sein, die Erfüllung all ihrer Träume?

\*

Eine Fähre brachte Siebenton und etwa hundert ihrer Artgenossinnen auf den Planeten, der Seevenor hieß. Es handelte sich um eine karge Sauerstoffwelt mit etwa zur Hälfte Meeren und zur Hälfte Landmassen. Das Lager, in das die Anwärterinnen gebracht wurden, lag auf dem einzigen großen Kontinent im Norden, die anderen Erdteile waren im Süden der Weltenkugel massiert.

Es handelte sich um eine primitive Siedlung aus Baracken in einem Gelände, das der umgebenden Tundra entrissen worden war. Stacheldraht und Energieschranken sorgten dafür, daß keine gefährlichen Tiere für unangenehme Überraschungen sorgten. Intelligente Bewohner gab es, laut Brown, auf Seevenor nicht.

Etliche hundert Mönchinnen waren schon vor ihnen da, und viele hundert wurden von anderen Schiffen gebracht, während Siebenton auf den Sammler wartete, der sie ins ominöse Ausbildungszentrum bringen sollte und verzweifelt überlegte, wie sie diesem Schicksal entgehen konnte.

Wenn schon, dann nur durch Flucht. Doch wie keine Bestie von draußen ins Lager kam, versperrten die Zäune jeden Weg ins Freie. Und selbst falls Siebenton aus dem Barackenlager entkommen konnte—sie würde in der Wildnis zugrunde gehen. Es war wohl höchst unwahrscheinlich, daß ein “normales” Raumschiff hier landete.

Also wartete sie, zusammen mit den anderen Frauen. Sie tröstete sich damit, wenigstens nicht allein zu sein und vielleicht eines späteren Tages fliehen zu können. Außerdem war ja noch lange nicht bewiesen, daß sie die Prüfungen bestehen würde. Wenn sie sich nur dumm genug anstellte ...

Aber wieder einmal stellte ihr Schicksal seine Weichen auf ganz und gar unvorhergesehene Art.

Zwei Tage nachdem sie abgeladen worden waren, erschien der Sammler am Nachthimmel. Es handelte sich um eines der seltenen Vollmondschiffe; zwei Drittel eines “echten” Mondes. Majestätisch glitt es vor dem Hintergrund der hier längst nicht so zahlreichen Sterne vom Firmament—and bevor es richtig landen konnte, erschien ein zweiter heller Stern am Himmel, der ebenfalls nur ein Raumschiff sein konnte.

Was danach geschah, konnte Siebenton später allein aus Bruchstücken des Erlebten zusammenfügen. Im ersten Moment sah sie nur, was geschah, ohne sich einen rechten Reim darauf machen zu können.

Das zweite Licht wurde schnell größer, bis es als Raumschiff zu erkennen war—allerdings ein Alptraum von einem Schiff, nicht zu vergleichen mit den ästhetisch geformten Monden, Vollmonden oder gar Kreuzmonden der Mönche. Es sah aus wie ein gigantisches Stück Schrott, wahllos zusammengeflickt aus Fragmenten, deren Funktion Siebenton natürlich vollkommen unbekannt war. Einen solchen Raumer hatte sie noch nie gesehen, und nie hatte sie von ihrer Existenz gehört.

Um sie herum begannen die auf ihren Abtransport wartenden Frauen zu schreien. Das fremde Schiff war wie mit einem Sprung heran. Für einen Moment sah es so aus, als wolle es den Außenwächter\_Vollmond

rammen, der sich in seine Schutzschirme gehüllt hatte und unbeirrt weiter sank. Wahrscheinlich war es für eine schnelle Flucht zurück ins All zu spät. Siebenton erwartete unwillkürlich, daß die Fremden das Feuer auf ihn eröffneten, doch wer immer dort an Bord war, dachte anders.

Das Alpträumschiff, mindestens dreihundert Meter groß, fiel wie ein Stein und überholte den Vollmond noch im Landemanöver. Es setzte vor ihm auf, nahe am Zaun und der Energiebarriere um das Lager, und schon öffneten sich Schleusen, und Fremde stürmten heraus, kamen auf das Lager zugerannt.

“Warte!” rief Siebenton, als einer der Außenwächter an ihr vorbeilaufen wollte, die die Frauen zu bewachen hatten. Der Mann war offenbar so verblüfft über ihre Dreistigkeit, daß er stehenblieb. “Wer ist das?” fragte sie schnell. “Wer sind diese Fremden, und was wollen sie?”

“Euch natürlich—and uns!” rief er ihr zu, bevor er weiterstürmte. “Es sind Kämpfer des Uaal!”

*Des Traal!*

Alles ging viel zu schnell. Später begriff sie, wieso sich der Traal\_Kommandant auf die scheinbar so selbstmörderische Landung eingelassen hatte, statt den Vollmond noch im Weltraum anzugreifen und zu vernichten zu versuchen.

Er war schlau. Er wußte, daß er für den Vollmond unangreifbar war, wenn er neben dem Lager landete. Die Vernichtung seines Schiffes am Boden hätte das Ende des Lagers und aller darin befindlichen Mönche bedeutet und wie Siebenton ebenfalls später erfuhr, der unterirdischen Außenwächter\_Station unter den Baracken. Also hatte er das Gewaltmanöver geflogen und schleuste nun seine Bodentruppen zu Hunderten aus. Sie ergossen sich immer noch aus den Bodenschleusen.

Der Kommandant des Traal\_Raumers wollte das Lager und die Station *erobern!*

Dies brachte natürlich den Kommandanten des Vollmondschiffes in Zugzwang. Die Spielregeln wurden ihm vom Gegner diktiert. Um die Absichten des Gegenspielers zu durchkreuzen, mußte er ebenfalls landen und seine Truppen ausschleusen. Und genau das geschah. Der Vollmond senkte sich auf der anderen Seite des Lagers herab, und schon öffneten sich auch dort die Luken, und vor dem Hintergrund, der Schleusenbeleuchtung stürmten die Kämpfer ins Freie.

Siebenton blieb stehen, wo sie war. Ihr Herz klopfte heftig. Noch nie in ihrem Leben hatte sie solche Angst gehabt wie jetzt. Ihr Leben, so schien es ihr, war kein Gramm Dozzkraut mehr wert.

Die mit Strahlgewehren schwerbewaffneten Traal\_Kämpfer und die ebenso ausgerüsteten Shaogen\_Außenwächter rannten oder schwebten am Energiezaun entlang aufeinander zu, und schon fielen die ersten Schüsse. Siebenton konnte durch den fast transparenten Zaun und im Licht der Schiffsscheinwerfer, die die Szene beleuchteten, einige der vorbeihuschenden Gestalten erkennen. Die TraalKämpfer waren demnach nicht nur Mönche, wie sie zunächst gedacht hatte, sondern rekrutierten sich aus verschiedenen Völkern der Galaxis Shaogen\_Himmelreich.

Die ersten Getroffenen brachen sterbend zusammen. Die Frauen im Lager schrien und rannten kopflos durcheinander. Von ihren Wächtern war jetzt nichts mehr zu sehen. Noch waren sie durch die Zäune geschützt, doch dann, während Siebenton dies dachte, zuckten kurz hintereinander mehrere Strahlen vom Schiff des Traal und trafen Baracken und einige der anderen flachen Gebäude, in denen die Wächter wohnten und sich, unter anderem, die Generatoren für das Energiegatter befunden haben mußten.

Es konnte nur so sein, denn als die Gebäude in Brand aufgingen oder explodierten, begann der Energiezaun zu flackern. Dann erlosch er. Die Kämpfer des Traal\_Gegenkults schrien triumphierend. Einige von ihnen spalteten sich von der Hauptstreitmacht ab und zerstrahlten die Pfeiler \_des Stacheldrahtzauns. Als er fiel, stürmten sie brüllend ins Lager und schossen wahllos auf alles, was ihnen vor die Läufe ihrer Strahlenkarabiner kam.

Die Außenwächter versuchten sie aufzuhalten, indem auch sie den Draht überwandten und von ihrer Seite aus Gegenfeuer gaben. Die Frauen waren genau zwischen ihnen, doch das schien die gegnerischen Parteien nicht zu stören. Siebenton steckte auf einmal mitten in einer Orgie der Gewalt. Sie hörte ihre eigenen Schreie, als sie brüllend darum flehte, daß dieser Wahnsinn ein Ende haben möge.

Wenn es die Absicht des Traal\_Kommandanten gewesen war, die Frauen und Außenwächter lebend zu

fangen, dann war sie jetzt nicht mehr zu halten. Und wenn die Außenwächter je vorgehabt hatten, ihre Rekrutinnen mit allen Mitteln gegen den Feind zu schützen, dann war davon auch nichts mehr zu spüren. Jetzt regierte allein der Haß, der sich in vielen Jahren aufgestaut haben mußte. Die Frauen interessierten nicht mehr. Sie starben eine nach der anderen, und Siebenton tat instinktiv endlich das einzige, was sie jetzt vielleicht noch rettete: Sie warf sich flach auf den Boden und stellte sich tot.

Später hatte sie sich oft gefragt, ob und wie sie das Massaker hätte verhindern können, wenn sie anders gehandelt hätte. Doch sie wußte, daß es nur Selbstquälerei und Selbstüberschätzung war. Sie hatte keine Chance. Es ging allein noch ums Überleben.

Füße trampelten neben ihr, traten im Laufen gegen sie und brachten sie fast zum Aufschreien. Schüsse fuhren neben ihr ins trockene Gras und setzten es stellenweise in Brand. Männer und Frauen sanken sterbend neben ihr zusammen. Doch sie schrie nicht. Sie atmete kaum. Sie schloß die Augen und wartete darauf, daß alles vorbei sein würde. Irgendwann mußte doch Schluß sein.

Es erschien ihr wie eine Ewigkeit, bis die Schreie verstummt waren und das Fauchen der Strahler nachließ. Alles war wie unwirklich, ein schrecklicher Traum voller Blut und Flammen. Dann hörte sie, wie ein Raumschiff startete und unmittelbar danach das zweite. Sie erfuhr nie, ob zuerst der Traal\_Raumer oder der Vollmond den Planeten verlassen hatte. Sie erfuhr nicht, welches von beiden Schiffen kurz danach in einer verheerenden Explosion verging. Als sie es nicht mehr aushalten konnte und den Kopf hob, sich langsam aufrichtete und auf die Seite drehte, sah sie nur den einen sich schnell bewegenden Stern am Himmel, der kleiner wurde und dann ganz verschwand.

Trümmer rasten als Sternschnuppen verglühend durch die Atmosphäre. Andere schlügen überall in der Tundra ein und entfachten Feuer, die dank eines wie auf Bestellung einsetzenden, heftigen Regens bald wieder erloschen. Der Regen löscht auch die Glut der bis auf die Grundfesten heruntergebrannten Baracken aus, sammelte sich in Lachen und verwandelte den Lagerplatz in eine Schlammlandschaft.

Es war, als weinte der Himmel über die Toten, die so dicht nebeneinanderlagen, daß die wie benommen gehende Siebenton es schwer hatte, nicht auf einen zu treten\_einen Außenwächter, einen Traal\_Kämpfer, eine der über tausend hierhergeschafften Frauen.

\*

Nach zwei Stunden wußte Siebenton, daß sie allein war.

Es gab keine anderen Überlebenden des Gemetzels, weder auf der einen noch auf der anderen Seite und schon gar nicht dazwischen. Die Frauen hatten nicht den Hauch einer Chance gehabt. Niemand hatte auf sie Rücksicht genommen.

*Warum?* fragte sich Siebenton, als sie mit hängenden Schultern auf dem Stumpf eines abgeholtzen Baumes saß, etwas außerhalb des Lagers.

Der Morgen dämmerte herauf, es war einigermaßen hell. Und noch immer wollte sie es nicht ganz wahrhaben, daß sich nicht hier oder dort eine Gestalt vom Boden erheben sollte, die das gleiche getan hatte wie sie.

Wie konnten die Außenwächter sich derart kompromißlos vom Haß und dem Morddrang der Traal\_Truppen anstecken lassen? Wenn die Anhänger des Traal nicht an das Tod\_Erleben glaubten, ließ das ihre Brutalität eher verstehen, wenn auch niemals gutheißen. Aber die Grenzwächter mit ihrer—wie hatte Brown sich ausgedrückt?—*Isolation im Glauben?* Hatten sie vergessen, daß alles registriert und später abgerechnet würde? Was sie heute getan hatten, konnten sie vor nichts und niemand verantworten. Die Strafe dafür würde die ewige Verdammnis sein.

Waren sie etwa alle so?

Noch fünf Stunden wartete Siebenton an der Stätte des Grauens, trotz quälender Übelkeit und dem Wunsch, dem eigenen Leben ein Ende zu setzen. Wodurch hatte sie es verdient, als einzige zu überleben?

Dann jedoch rang sich in ihr die Erkenntnis durch, daß es nur der Wille des Sternlichts gewesen sein

könne, sie am Leben zu lassen, und daß es sie auf dieser Welt, in diesem Leben vor dem Leben noch brauchte: Also stellte sie sich darauf ein, das Beste aus ihrer Lage zu machen und zu überleben. Hier allerdings konnte sie das nicht. Niemand würde kommen und die Leichen aufzammeln. In kurzer Zeit würden sie zu verwesen beginnen und ... Siebenton wollte nicht weiterdenken.

Sie wandte sich ab und ging in die Tundra. Zu weit durfte sie sich auch nicht entfernen, weil ihre ganze Hoffnung darin bestehen mußte, daß ein weiteres Schiff landete, wahrscheinlich eines des Wächterordens, um nach dem Verbleib des Sammlers zu forschen. Vielleicht hatte dessen Kommandant—falls es der Vollmond gewesen war, der abgeschossen worden warnoch einen Notruf an eine geheime Zentrale absenden können.

Als Einsiedlerin würde sie jedenfalls auf Seevenor nicht alt werden. Eine Zeitlang konnte sie in der Wildnis zwar überleben, sofern es keine der wahrscheinlich als Vorwand für die Zäune gebrauchten gefährlichen Bestien gab. Aber das war nur eine Angelegenheit von Tagen, allenfalls Wochen.

Mönche lebten naturverbunden. Auch auf Wolkenort hatten Siebenton und ihre Ziehmütter oft, wenn sie Freischichten hatten, die Wildnis gesucht und für Tage gezeltet oder ganz einfach im Freien gelebt und geschlafen. Siebenton wußte, wie man ohne viel Werkzeug einen Unterschlupf baute, und sie besaß einen Instinkt dafür, was sie von den Früchten des Waldes essen durfte und was nicht.

Natürlich war die Natur hier karg und gab nicht viel her, aber Siebenton schaffte es innerhalb von zwei Tagen, sich aus überall herumliegenden trockenen Ästen und Schlingpflanzenranken eine kleine, primitive Hütte zu bauen. Essen konnte sie in dieser Zeit nichts, weil ihr Magen nach jedem Versuch rebellerte. Doch dann schlürfte sie zum erstenmal den Saft von Beeren, die sie in ihrer Hand zerdrückt hatte, und sie starb nicht daran.

Abends saß sie auf dem Felsen, an den sie die Hütte gebaut hatte, und starnte zum Himmel. Wann kam endlich ein Schiff? Wenn es beim ehemaligen Lager landete, konnte sie es von hier aus innerhalb einer Stunde erreichen. Das war hoffentlich Zeit genug, bevor es wieder startete.

Aber wollte sie das wirklich tun?

War es nicht doch besser, hier zu sterben, als in die Hände entweder des Traal zu geraten oder in die der Shaogen\_Außenwächter, für, die sie WOMÖ97 lieh eine unbequeme Zeugin darstellte? Welches Schicksal drohte ihr dann?

Solche Zweifel durchzogen sie immer wieder erneut, wenn sie auf ihrem Felsen saß. Dann nahm sie ihre Dozzpfeife und den Beutel mit dem Kraut. Beides war ihr wie durch ein Wunder geblieben. Sie stopfte die weiße Pfeife und rauchte. Und wenn das Sternlicht sie dann noch alle siebzig Stunden durchdrang, wichen die Zweifel und Sterbegedanken wieder, und sie sehnte sich mehr und mehr danach, alle Geheimnisse der Mönche und ihrer Religion, alle Geheimnisse des Außenwächter\_Ordens und auch die des Traal kennenzulernen.

Daß sie als einzige überlebt hatte, war mehr als ein Wunder. Es mußte ein Zeichen gewesen sein.

In diesem Glauben überstand Siebenton die nächsten drei Wochen. Sie magerte noch weiter ab. Der Saft der Beeren konnte ihrem Körper einen Teil dessen geben, was er benötigte, aber lange nicht alles.

Sie durchstreifte die Tundra mit ihren Gräsern, Büschen und wenigen Bäumen, aber nie entfernte sie sich so weit, daß sie ein landendes Schiff verpassen würde. Von irgendwelchen "Bestien" hatte sie noch nichts gesehen, es gab nur kleine Tiere. Von ihnen konnte sie sich natürlich nicht ernähren. Im Gegenteil, sie freundete sich mit einigen von ihnen an, die sie jeden Morgen schnatternd begrüßten und sie abends, wenn sie in ihre Hütte ging, mit einem "Ständchen" verabschiedeten.

Zum erstenmal zeigte sich auf Siebentons Gesicht wieder ein Lächeln, als sie eines Morgens hinausging und "ihre Bande", wie sie sie bei sich nannte, schon vollzählig versammelt auf sie wartete.

Und da sah sie das Raumschiff.

#### 4.

*Siebenton, 54 bis 85 Jahre  
Die Caliguren*

Es war kein Monds Schiff, kein Vollmond und kein Kreuzmond. Es hatte auch keine Ähnlichkeit mit dem Alpträumraumer des Traal. Es sah vielmehr so aus wie eine große Tonne, vielleicht einen Kilometer lang und ohne erkennbaren Bug oder erkennbares Heck. Beide Enden waren wie abgesägt und anscheinend durch Energiefelder verschlossen. Das wuchtige Schiff schwebte horizontal in etwa zweihundert Metern Höhe über dem Land—genau dort, wo das Lager gewesen war.

“Es ... muß ein Landekommando abgesetzt haben”, murmelte Siebenton und war schon unterwegs. Sie ließ alles zurück bis auf ihre Pfeife und den Beutel. Ihre kleinen Freunde schienen an ein Spiel zu glauben und liefen mit ihr. Sie wußte nicht, wer oder was sie erwartete. Deshalb verscheuchte sie sie. Es tat ihr in der Seele weh.

Irgendwann hatte sie schon einmal ein solches Tonnenschiff gesehen. Es mußte früh in ihrer Kindheit gewesen sein, sonst würde sie sich besser erinnern. So hatte sie nur noch die vage Vorstellung von viel Aufregung um die Ankunft des Raumers, und zwar *positiver* Natur.

Sie hatte sich oft gefragt, weshalb die Shaogen\_Außenwächter kein Schiff geschickt hatten, um hier nach dem Rechten zu sehen—auch wenn sie von der Existenz der unterirdischen Station noch nichts wußte. Wenn ihr Schiff vernichtet worden war, mußte es vorher einen Hilferuf abgestrahlt haben. Und wenn es Sieger geblieben war, hatte es den Orden um so mehr informieren müssen.

Aber das waren jetzt Gedanken von gestern.

Siebenton lief. Ihre größte Angst war, daß das Landekommando schon wieder auf dem Weg zurück ins Raumschiff sei und sie zu spät kommen würde. Sie wußte ja gar nicht, wie lange das Schiff schon hier war.

Sie brauchte eine knappe Stunde bis zum Rand des gerodeten Felds, das zum Leichenfeld geworden war. Es stank nach Verwesung. Der Anblick der Toten ließ die Überkeit in Siebenton wieder hochkriechen und hätte sie fast zur Umkehr gezwungen.

Aber dann sah sie die Fremden, und trotz der Schutzanzüge, die sie trugen, wußte sie sofort, um wen es sich bei ihnen handelte. Der Anblick der etwa zehn Wesen, deren Gleiter neben dem ehemaligen Lager geparkt war, setzte sofort die verschüttete Erinnerung frei. Sie hatte sie bereits zweimal gesehen—einmal als Kind, einmal Jahre später. So, wie diese Geschöpfe sich auf ihrem einzigen Bein hüpfend und springend bewegten, konnte es sich nur um Caliguren handeln!

Aber was hatten sie hier zu suchen? Die geheimnisumwitterten Caliguren galten als die begnadetsten Techniker von Shaogen\_Himmelreich. Sie bereisten die Galaxis auf der Suche nach Aufträgen und trieben Handel mit ihren technischen Innovationen oder allem, was ein Planet gerade brauchte und sie liefern konnten. Es gab fast nichts, was sie nicht reparieren konnten. Wieso interessierten sie sich für dieses Schlachtfeld auf einer für sie doch vollkommen unbedeutenden Welt?

Siebenton schob die Frage in den Hintergrund. Wichtig war jetzt allein, daß sie mit den Caliguren Kontakt aufnahm und von dieser Welt fortgebracht wurde. Sie sprachen wie die Mönche und alle höherstehenden Zivilisationen von Shaogen\_Himmelreich das Sternidom, die galaktische Verkehrssprache.

Aber Siebenton fiel auch ein, daß es hieß, niemals habe ein Mönch je ein Caligurenschiff betreten ...

Egal, sie konnten sie nicht ihrem Schicksal überlassen. Sie konnten sie auf der nächsten bewohnten Welt wieder abladen, die sie anflogen.

Jetzt wurden die Caliguren auf die Mönchin aufmerksam. Winkend lief sie ihnen entgegen. Sie blieben stehen und erwarteten sie. Als sie endlich vor ihnen stand, atmete sie heftig und sagte:

“Ich bin so froh, euch noch angetroffen zu haben. Ihr müßt mir helfen. Ich bin auf diesem Planeten gestrandet und sterbe, wenn ihr mich nicht von hier fortbringt.”

Die Caliguren trugen Helme über ihren runden, kahlen Köpfen mit den insgesamt vier Augen rings um den Schädel. Sie starrten sie an, dann wandten sie sich einander zu und sprachen aufgereggt über Funk. Siebenton wartete gespannt. Ihr Herz klopfte stark. Als sich dann die Caliguren wieder ihr zuwandten, hüpfte einer von ihnen auf sie zu und stellte sich vor:

“Ich bin Bzeebzee, die Anführerin unseres Landekommmandos. Kannst du uns erklären, was hier

geschehen ist?"

"Ich will es versuchen", antwortete Siebenton und tat es nach besten Kräften. Sie beschwore wieder die Bilder des Schreckens herauf, das Sprechen fiel ihr schwer.

Als sie geendet hatte, herrschte für eine Weile betretene Stille.

"Das ist schlimm", sagte Bzeebzee dann, "sehr schlimm. Ich werde unserem Kommandanten oben im Schiff berichten. Du hast uns noch nicht deinen Namen genannt."

"Siebenton", sagte sie und unterdrückte die Frage, ob sie sie mitnahmen. Sie hoffte inbrünstig, daß der Kommandant positiv entschied. Mochte das Sternlicht mit ihm sein!

"Ihr könnt mich in eine Isolierzelle sperren, damit ich nichts von euren Geheimnissen sehe", sagte sie, als ihr das Warten zu lang wurde.

"So etwas ist nicht unsere Art", wurde sie von Bzeebzee belehrt.

"Ist es denn nicht wahr, daß noch niemals ein Mönch eines eurer Raumschiffe betreten durfte?" fragte sie hoffnungsvoll.

"Nein, es ist nicht wahr. Gerade jetzt befindet sich ein Mönch bei uns. Und ich erhalte in diesem Moment die Anweisung, dich hinauf ins Schiff zu bringen, Siebenton. Ich nehme an, das verdankst du diesem anderen Mönch."

"Werist es?" fragte sie schnell. "Kenne ich ihn?"

"Wegen ihm sind wir überhaupt hier. Er hat nach dir gesucht und gut dafür bezahlt. Sein Name ist Walyon ..."

\*

*Walyon!*

Siebenton war die ganze Zeit über, während sie mit dem Gleiter zum Schiff flogen, wie benommen. Fast hatte sie Walyon vergessen gehabt, und jetzt sollte er es sein, dem sie ihre Rettung zu verdanken hatte? Zum zweitenmal sollte er in ihr Leben eingreifen?

Sie glaubte es erst, als sie ihn sah. Der Gleiter flog in eine offene Schleuse des Raumschiffes ein. Hinter ihm schlossen sich die Schotte, und Siebenton spürte das Vibrieren von anlaufenden Maschinen unter ihren Füßen.

Zuerst stieg Bzeebzee aus, dann sie. Die Bewegungen der Caligurin wirkten leicht, fast tänzerisch. Sie balancierte ihren tonnenförmigen Körper mit den vier dünnen, beweglichen Armen auf dem einen allerdings sehr kräftigen Bein, als wäre sie schwerelos. Siebenton war davon wie verzaubert. Die zweigelenkigen Arme endeten in vier langen Fingern, von denen je zwei als Daumen zu gebrauchen waren.

Als der Hangar mit Luft geflutet war, streifte Bzeebzee den Schutanzug ab. Darunter trug sie nichts als ihre schwarze Lederhaut und eine Art Hosenrock, der die Geschlechtsteile verdeckte und Taschen für unverzichtbare Utensilien aufwies. Er wurde von zwei Trägergurten gehalten, an denen sich mehrere Karabinerhaken für weitere Ausrüstungsgegenstände befanden.

"Folge mir", sagte sie dann zu Siebenton und hüpfte auf ein Schott zu, das sich vor ihr öffnete.

Dahinter lag ein blitzsauberer Gang mit Türen auf beiden Seiten. Die meisten waren geschlossen. Wo sie offenstanden, sah Siebenton Caliguren auf ihren Ruhelagern oder vor irgendwelchen Kontrollen.

Es gab weitere Schotte, weitere Gänge. Dann ein Antigravschacht, eine gewundene Rampe. Am Ende blinkte es rund um ein Schott am Ende des Ganges gelb auf, und als Bzeebzee mit Siebenton hindurchtrat, befanden sie sich in der Zentrale des Raumschiffs.

Etwa ein Dutzend Caliguren blickten ihnen entgegen. Einer mit einem roten Band um den kurzen Hals trat ihnen entgegen und begrüßte Siebenton förmlich.

"Ich bin Tseekz", stellte er sich vor, "der Kommandant dieses Schiffes, der CZACZYK. Wir haben dich von Seevenor geborgen, Siebenton, und damit unseren Teil der Abmachung erfüllt. Auf der nächsten Welt, die wir anfliegen, werden wir dich und unseren Auftraggeber absetzen. Von dort aus wird es euch leichtfallen, eine

Passage nach Wolkenort zu bekommen. So lange fühlle dich als unser Guest. Wir hoffen, daß dir der Aufenthalt auf der CZACZYK so angenehm wie möglich werden wird."

Er redete seltsam—einerseits war er ausgesucht höflich und nett, andererseits schien er es aber nicht abwarten zu können, daß sie wieder von Bord ging.

Also stimmte es doch, daß die Caliguren keine anderen Wesen an Bord ihrer Schiffe duldeten.

“Euer Auftraggeber ...?” fragte sie.

“Du kennst ihn. Er wartet auf dich. Bzeebzee wird dich jetzt zu ihm führen. Du mußt viel für ihn bedeuten, wenn er einen solchen Preis dafür bezahlt hat, dich aufzufinden, Siebenton.”

“Ja”, antwortete sie, “das muß ich wohl.”

Aber warum?

\*

Walyon hatte sich nicht verändert. Er sah noch immer so aus wie vor den neun Jahren, die zwischen ihren beiden Begegnungen lagen. Seine Augen leuchteten vielleicht noch etwas stärker als damals, und das Gesicht war etwas ernster geworden. Das konnte aber auch an den Umständen liegen.

Er hätte sich Siebentons Bericht angehört und erschüttert geschwiegen. Für sie war es anfangs eine Qual gewesen, *noch einmal* die grausamen Details des Überfalls zu schildern. Dann aber, fast von jedem Wort zum anderen, war es wie eine Befreiung gewesen, sich das Schreckliche von der Seele zu reden. Und nun, als sie damit fertig war, hatte sie Hunger.

Walyon reichte ihr eine bereitstehende Schüssel mit einem dünnen Brei und einem Trinkrohr darin. Er selbst aß nichts, sondern wartete schweigend, bis sie fertig war und die völlig geleerte Schüssel zurückstellte. Sie saßen sich in der Kabine gegenüber, die er bewohnte. Caliguren waren nicht zugegen, aber vielleicht beobachteten sie sie über verborgene Kameras.

“Ich danke dir”, sagte Siebenton. Sie fühlte sich auch körperlich besser. Walyons Gegenwart kam dazu. Sie begriff, daß sie sich insgeheim die ganze Zeit über danach gesehnt hatte, ihn wiederzusehen. Und nun hatte er sie gerettet. “Ich danke dir für alles, Walyon. Aber ich verstehne nicht, weshalb du mich gesucht—and offenbar eine Menge Geld dafür bezahlt hast.”

Er lächelte schwach.

“Erstens handle ich im Auftrag der Priesterschaft, der ich inzwischen als Shaogen\_Hüter angehöre, und zweitens hat es mich kein Geld gekostet, Tseekz für die Suche nach dir zu gewinnen, sondern nur einige kleine Gefälligkeiten. Die Caliguren sind nicht nur unsere besten Techniker, sondern auch gerissene und gewiefte Händler. Sie leben in Clans. Jeder Clan hat mindestens ein Raumschiff, manche besitzen zehn Stück und mehr. Es sind fliegende Konstruktions\_Werkstätten, in denen praktisch jeder technische Auftrag flugs erledigt wird vorausgesetzt, die Sache ist machbar und der Auftraggeber kann zahlen. Beides traf auf das zu, was ich Tseekz anzubieten hatte, als er mit seiner CZACZYK auf Wolkenort landete. Die CZACZYK ist sein einziges Schiff, seine Existenz. Und die haben wir ihm auf mindestens ein Jahr hinaus gesichert. Er wird sich über Arbeit nicht zu beklagen haben.”

“Und das alles für mich?” fragte Siebenton staunend. “Wer bin ich, daß man einen solchen Aufwand treibt?”

“Die Suche nach dir war sozusagen eine Zugabe zu der Leistung, die Tseekz für uns zu erbringen hat”, stellte Walyon klar. “Aber ich bin sehr froh, daß er sich darauf eingelassen hat: Die Caliguren sind wie gesagt gewiefte Geschäftsleute. Sie achten stets darauf, ihre Auftraggeber nicht durch überhöhte Forderungen abzuschrecken oder gar zu ruinieren; sie sind immer darauf bedacht, auch später Geschäfte mit ihnen zu machen, und üben sich daher in Entgegenkommen, wo es machbar ist. Sie nennen das *ihr Terrain entwickeln*. Je besser es ihren Auftraggebern geht, desto besser sind die Geschäfte, die sie auch künftig mit ihnen machen können.” Walyon lachte und winkte ab. “Aber das wird dich nicht so sehr interessieren.”

“Nein”, gab sie zu. “Aber ich höre aus deinen Worten heraus, daß dir dieses Technikervolk sympathisch

ist.”

“Das stimmt. Die Wesen sind mir lieber als einige andere Völker von Shaogen\_Himmelreich—aber das nur unter uns. Wir sollten keine Vorurteile haben.” ..

“Auch nicht dem Traal gegenüber?”

“Die Angehörigen des Gegenkults leben im Halo der Galaxis, bis wohin das Sternlicht niemals kommt. Aber das soll und darf natürlich keine Entschuldigung sein. Was sie getan haben, ist schrecklich und ein Verbrechen. Du siehst aber auch, wie segensreich das Shaogen\_Sternlicht für alle Geschöpfe ist, die es erleben dürfen. Es heißt, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, in der es nicht schien. Dies war eine Zeit der Kriege und des Mordens. In Shaogen\_Himmelreich gab es damals viele Planeten, auf denen es zu Massakern wie jetzt auf Seevenor gekommen ist. Es war an der Tagesordnung, und nur das Sternlicht hat unsere Vorfahren erleuchtet und zur Besinnung gebracht. Seither leben wir Völker in Frieden miteinander.”

“Du redest jetzt wie ein richtiger Priester”, sagte Siebenton. “Kannst du mir auch sagen, wie lange es her ist, daß Shaogen\_Himmelreich von Kriegen erschüttert war?”

“Du meinst, wie lange schon der Friede herrscht?” Er machte eine entschuldigende Geste. “Eine genaue Antwort kann ich nicht geben, aber es sind mindestens zwanzigtausend Jahre, denn so lange reicht unsere Geschichtsschreibung zurück. Spätestens damals, vielleicht aber auch früher, trat der Prophet Perschen auf und brachte die Religion des Sternlichts in die Galaxis.”

Siebenton schwieg für eine Weile beeindruckt. Dann sagte sie: “Du hast mir meine Frage noch immer nicht beantwortet. Weshalb hast du mich gesucht?”

Er lächelte.

“Weil ich dich seit dem Auftritt des Seelenhirten von Phasenberg nie aus den Augen verloren habe, Siebenton. Ich habe, wie viele andere auch, deine Entwicklung verfolgt. Nicht nur Mönche wie Koliwan oder Brovn haben sich von deinen Fertigkeiten und deiner Ausstrahlung beeinflussen lassen. Auch die Priesterschaft hat dich beobachtet. Und als die Nachricht von der Zerstörung des Sammlers kam, hat man mich gebeten, nach ...”

“Warte!” unterbrach sie ihn. “Ihr habt ... Die Priesterschaft hat davon erfahren? Also konnte er einen Notruf abstrahlen?”

“Nein, Siebenton. Der Kommandant der Traal\_Einheit hat die Nachricht von seiner Vernichtung und dem Gemetzel in die Galaxis hinausposaunt und damit gedroht, daß dies erst der Anfang gewesen sei.”

“Das ist ungeheuerlich”, entfuhr es ihr. “Also wußte auch der Außenwächter\_Orden davon und hat nichts unternommen, um eventuelle Überlebende zu retten!”

Walyon neigte den Kopf und breitete die Arme aus.

“Dazu kann ich nichts sagen, Siebenton. Aber du lebst. Gemeinsam werden wir nach Wolkenort zurückkehren, wenn du keine anderen Pläne hast.”

“Ich würde gerne ...”, begann sie, winkte dann jedoch ab. “Vergiß es, bitte! Ich danke dir für meine Rettung, Walyon, und ich hoffe, es dir eines Tages vergelten zu können.” Sie atmete tief ein. “Jetzt, da das Leben neu angefangen hat ...”

“Ich weiß, was du gerne möchtest”, sagte er. “Aber die Caliguren werden nicht mit sich reden lassen. Vergiß also besser die Reisen durch Shaogen\_Himmelreich, wenn du nicht enttäuscht werden willst. Wenn du nichts dagegen hast, bringe ich dich jetzt zu deiner Kabine.”

“Darf ich dich wieder besuchen?” fragte sie.

“Jederzeit, natürlich.”

Seine Augen strahlten sie an, und sie *mußte* ihm einfach die Frage stellen, ob sein Interesse an ihr nur das eines Mitglieds der Priesterschaft sei oder ob mehr dahintersteckte. Später schämte sie sich tagelang dafür, aber es rutschte ihr heraus, und zur Antwort nahm er ihre rechte Hand und drückte sie leicht, während sein Daumen über ihre weißblaue Schuppenhaut strich.

Sie tat das gleiche mit seiner Hand, und sie schwiegen dabei. Doch die Berührungen sagten genug. Siebenton fühlte sich jetzt wirklich wie in einem neuen Leben, und der Moment des Glücks ließ sie die

Enttäuschung über die starre Haltung der Caliguren vorübergehend vergessen.

Walyon verabschiedete sich vor ihrer Kabinetür von ihr. Sie schloß sie von innen und legte sich auf eine Liegepritsche. Nach wenigen Minuten war sie eingeschlafen.

Sie erwachte Stunden später vom Heulen der Alarmpfeife.

\*

Auf dem Korridor traf sie Walyon, der ebenfalls aus seiner Kabine kam. Es gab heftige Stöße. Einige Caliguren sprangen an ihnen vorbei, ohne sie zu beachten. Sie benutzten als Hilfsmittel zur Fortbewegung Krücken, die unter ihren Armen eingeklemmt waren. So stützten sie sich ab, wenn es zu neuen Erschütterungen kam. Walyon wußte offenbar sowenig wie Siebenton über den Grund des Alarms und winkte ihr zu, den Einbeinigen zu folgen.

So gelangten sie durch ein halbes Dutzend Gänge in die Zentrale, wo völliges Chaos herrschte. Siebenton erkannte Tseekz an seinem roten Band wieder. Er redete aufgereggt mit einem Caliguren, dessen schwarzes Gesicht auf einem Bildschirm abgebildet war und der ein gelbes Band um den Hals trug.

“... Schutzschirme ausgefallen ...”, verstand sie nur bruchstückhaft und: “... Hypersturrn geraten ... nicht zu reparieren ... sind verloren ...”

Sie begann leicht zu zittern. Da nützte es auch nichts, daß Walyon ihr eine Hand auf die Schulter legte. Eine Katastrophe mußte sich ereignet haben. Sollte ihr neues Leben schon zu Ende sein, bevor es begonnen hatte? Das wäre so sinnlos!

“Bleib im Hintergrund”, warnte Walyon sie. “Laß die Caliguren jetzt in Ruhe. Wir müssen erst mehr wissen. *Sie* sind die Techniker.”

Er mußte ihre Gedanken gelesen haben, denn sie hatte tatsächlich zu Tseekz hingewollt, um ihn auszufragen. So hielten sie sich zurück, und nach etwa zehn Minuten konnte sich Siebenton ein Bild von dem machen, was mit der CZACZYK passiert war.

Das Raumschiff der Techniker war aus dem Überlichtflug in den Normalraum zurückgekehrt und dabei in einen starken Hypersturm geraten—and das unter so ungünstigen Umständen, daß sowohl der Überlicht\_ als auch der Normalantrieb sofort zerstört und durch eine der an Bord stattgefundenen kleineren Explosionen auch die Aggregate für die Schutzschirme beschädigt wurden, so daß die Schirme ausfielen. Und das in einer Zone am Rand eines Sonnensystems, wo Wolken von gefährlichen Asteroiden trieben und jeden Moment ein Einschlag erfolgen konnte.

Tseekz ließ sich mit immer neuen Stationen verbinden, wenigstens funktionierten noch die bordinternen Systeme. Von überall erhielt er die gleichere erschütternden Nachrichten: Nichts ging mehr. Eine Reparatur war so gut wie unmöglich. Die Wahrscheinlichkeiten dafür betrugen unter zehn Prozent.

Wenigstens die Erschütterungen hatten aufgehört. Es kam zu keinen Explosionen mehr, und die hier und da ausgebrochenen Feuer waren gelöscht. Die stolze CZACZYK trieb als Wrack am Rand des für Siebenton unbekannten Sonnensystems. Sie nahm an, daß es sich um jenes handelte, in dem sie und Walyon abgesetzt werden sollten.

“Uns bleibt nur noch eines zu tun”, rief der Kommandant, und alle anderen verstummten. “In die Rettungsboote und schnelle Flucht zum dritten Planeten! Wir verlieren unser Schiff und unsere Existenz, aber wir wollen .unser Leben behalten. Wir werden uns ein neues Schiff bauen, und ...”

“Hört mir zu”, bat Siebenton und ging auf ihn zu, trotz Walyons Warnungen. “Bitte, Tseekz, gib noch nicht auf! Ihr habt mich gerettet, als ich keine Chance für Rettung mehr sah. Eure Chancen sind minimal, aber größer als null und größer, als meine gewesen waren. Versucht wenigstens den Normalantrieb zu reparieren und zum dritten Planeten zu gelangen! Dort angekommen, könnt ihr die ganze CZACZYK in Ordnung bringen und bald wieder starten und Geschäfte machen. *Ihr* seid die begnadeten Techniker. Wer sonst sollte es fertigbringen, euer Schiff zu reparieren?”

Sie hatte nicht soviel sagen wollen. Jetzt erschrak sie über sich selbst und erwartete, daß der

Kommandant sie sehr hart zurechtweisen würde. Doch Tseekz starrte sie nur aus seinen Knopfaugen an und schwieg lange.

“Ist dein Glaube so groß?” fragte er dann. “Traust du uns wirklich das Unmögliche zu?”.

“Es ist nicht unmöglich” ereiferte sie sich. “Ich habe es doch gehört. Die Wahrscheinlichkeit für eine Reparatur wenigstens des Normalantriebs beträgt acht Prozent. Wenn ihr all eure Kräfte auf ihn konzentriert, werdet ihr es schaffen! Versucht es. Bringt meinewegen eure Frauen, Kinder und Alte mit den Beibooten schon in Sicherheit aber gebt das Schiff nicht unnötig auf. Ihr könnt es schaffen, ihr *werdet* es schaffen!”

Sie hatte noch nie so leidenschaftlich gesprochen. Jetzt wartete sie wieder auf Tseekz’ Antwort. Es wurden aber auch schon vereinzelte Stimmen aus der Mannschaft laut, den Versuch zu wagen.

“Geht es dir nicht nur um dein eigenes Leben?” fragte der Kommandant.

“Unsinn! Ihr würdet mich in einem der Beiboote mitnehmen. Aber ich will, daß ihr kämpft! Das Schiff driftet mit Restfahrt ins System hinein, bald werden die Asteroiden keine Gefahr mehr darstellen. Riskiert es! Versucht den Normalantrieb zu reparieren. Beim Sternenlicht, Tseekz: Ich kann einfach nicht begreifen, daß ihr eure Existenz so schnell aufgeben wollt, ausgerechnet ihr!”

“Ich glaube”, sagte der Caligur mit dem gelben Band, “daß wir es versuchen sollten. Ich würde freiwillig an Bord der CZACZYK bleiben.”

Einige andere Techniker stimmten ihm zu, dann immer mehr.

“Und ihr?” fragte Tseekz Siebenton und Walyon. “Was ist mit euch?”

“Ich bleibe auf jeden Fall”, verkündete Siebenton. “Sagt mir, wo und wie ich euch helfen kann, und ich werde es tun.”

“Ich bleibe ebenfalls”, sagte Walyon.

“Kämpft!” sagte Siebenton flammend. “Das Sternlicht hat mich nicht durch euch retten lassen, um mich nun mit euch untergehen zu sehen! Ich vertraue euch. Kämpft um euer Schiff!”

Dieser Appell gab den Ausschlag.

Tseekz war plötzlich wie verwandelt. Der Schock, unter dem er und seine Mitarbeiter offensichtlich gestanden hatten—nur so konnte sich Siebenton ihre schnelle Bereitschaft zur Aufgabe erklären \_, war überwunden. Siebenton hatte die Caliguren aus ihrer Lethargie gerissen, und jetzt sprach der Kommandant in rascher Folge seine Anweisungen an alle Stationen, die der Zentrale zugeschaltet waren.

Siebenton schwitzte und hielt sich tapfer auf den Beinen, obwohl sie glaubte, jeden Moment zusammenbrechen zu müssen. Die Energieleistung war wohl doch noch zuviel für sie gewesen. Walyon brachte sie in ihre Kabine zurück und reichte ihr von dem flüssigen Brei.

“Du bist über dich hinausgewachsen, Siebenton”, sagte der Priester. “Aber was, wenn wir nun Pech haben? Wenn sie den Antrieb nicht reparieren können oder wir von einem Asteroiden getroffen werden?”

Sie lächelte schwach.

“Du hast es schon gesagt, Walyon: Dann haben wir Pech gehabt. Aber glaubst du denn nicht an die Gnade des Sternlichts?”

\*

Sie schafften es. Es dauerte viele Stunden und bedurfte einiger neuer Anläufe, aber die Caliguren unter dem Befehl des Ersten Ingenieurs Zlawzee brachten es tatsächlich fertig, den Normalantrieb so weit wieder zu reparieren, daß sie damit den dritten Planeten anfliegen und einigermaßen heil landen konnten. Das Schiff hatte drei Asteroidentreffer abbekommen, die aber zum Glück keine gefährlichen Lecks gerissen und die Schiffsluft nicht zum Ausströmen gebracht hatten.

Nun lag es auf Operhance, einer Welt, die stark an Wolkenort erinnerte, mit guter Sauerstoffatmosphäre und ausgeglichenem Klima. Es gab jedoch nur eine große Stadt mit Raumhafen. Alles andere waren in die Natur eingebettete, kleinere Siedlungen. Von diesen gab es viele Zigtausende, und alle waren durch Antigravkanäle verbunden, die sich wie halbtransparente Röhren in einigen Dutzend Metern Höhe zwischen

ihnen über das Land spannten, wo es flach genug war. Dies galt natürlich nicht für die Verbindungen von Kontinent zu Kontinent. Hierfür standen Transmitter und Großgleiter zur Verfügung.

Die Caliguren verließen ihr Schiff nicht, ebensowenig taten es Siebenton und Walyon. Das Verhältnis zu den Technikern hatte sich entscheidend geändert. Siebenton wurde fast behandelt wie eine von ihnen. Ihr allein, dem inneren Feuer, ihrer einmaligen Überzeugungskraft, verdankten sie es, daß sie ihr Schiff noch besaßen. Aus Respekt wurde Sympathie, und bald brauchte Siebenton sich nicht mehr als Fremdkörper an Bord zu fühlen.

Für die Caliguren, die bereits die Schutzschirmgeneratoren repariert hatten, war sie eine Helden. Sie aber wollte ihre Freundin sein. Und ihr großer Traum schien mit einem Male nicht mehr so unerreichbar fern: die Reise durch die große Galaxis Shaogen\_Himmelreich

Als Tseekz sie danach fragte, wie er ihr danken könne, sagte sie es: "Nehmt mich noch auf einige Reisen mit und liefert mich auf einem bewohnten Planeten ab, wann immer ihr wollt. Aber laßt mich noch eine Weile bei euch sein und die Wunder der Galaxis erleben."

Der Kommandant akzeptierte ehrlich erfreut. Er war nicht Siebentons Problem. Ihr Problem hieß Walyon.

"Mußt du wirklich zu den Priestern zurück?" fragte sie, als sie wieder einmal in seiner Kabine beisammensaßen, Dozz rauchten und auf das Sternlicht warteten. "Ich meine, jetzt schon. Hat es nicht noch einige Monate Zeit, bis du nach Wolkenort zurückkehrst?"

Er machte eine bedauernde Geste. Sie lagen beieinander auf seiner breiten Pritsche und strichen sich gegenseitig zärtlich über die Haut.

"Es duldet keinen Aufschub mehr. Ich werde im Wolk\_System zurückerwartet. Ich werde von hier aus das nächste Schiff nehmen, das landet und nach Wolkenort oder einem anderen Knotenpunkt zurückfliegt. Aber wir werden uns wiedersehen, ich weiß es."

"Das hat mir schon einmal jemand versprochen" sagte sie. "Brown, der Außenwächter\_Werber. Ich will ihn aber nicht mehr sehen."

"Bei uns ist es etwas anderes", sagte der junge Priester. "Oder meinst du nicht auch?"

Und sie verbrachten diese Nacht zusammen, ohne zu wissen, daß es die letzte für sie war. Am anderen Tag landete ein Raumschiff der langköpfigen Mourmalen aus dem Randbereich von Shaogen\_Himmelreich. Ihr Mourmalin\_System lag gerade noch im Einflußbereich des Sternlichts. Der Stand ihrer Technologie war nicht sehr hoch, jedoch kannten und betrieben sie eifrig die Raumfahrt und pflegten ausgiebigen Kontakt mit vielen der übrigen Intelligenzen von Shaogen\_Himmelreich.

Das raketenförmige Schiff der zweieinhalf Meter großen und eineinhalb Meter breiten, aufrecht gehenden Geschöpfe flog noch am gleichen Tag wieder ab—with Walyon an Bord. Ihr Ziel war Wolkenort.

Siebenton blieb einsam zurück und tröstete sich mit dem Gedanken, daß sich Walyons Prophezeiung erfüllen und sie sich eines Tages wiedersehen würden. Kurz spielte sie sogar mit dem Gedanken, ihm zu folgen. Aber sie würde ja nicht ewig mit den Caliguren unterwegs sein. Wie hatte sie in der Nacht noch gescherzt?

"Stell dir vor, ich komme nach Wolkenort und bin ein Mann ..."

Das war absolut unwahrscheinlich.

Es vergingen zwei Monate, bis der Überlichtantrieb der CZACZYK wieder instand gesetzt war. Die Caliguren hatten viel Geld für Ersatzteile ausgeben müssen, die sie nicht selbst herstellen konnten und von anderen Schiffen ihres Volkes hatten bringen lassen müssen. Dann kam der Tag, an dem das Schiff wieder startete und Siebenton mit ihm.

Sie war jetzt an Bord vollkommen akzeptiert. Sie kannte alle Besatzungsmitglieder und hatte viele. Eigenarten der Caliguren kennengelernt. Was sie vor allem beeindruckte, war ihre Arbeit mit den Krücken, die sie meistens dann benutzten, wenn es galt, sich innerhalb komplexer technischer Bauten zu bewegen, wo Hüpfen zu Beschädigungen führen konnte. Dann benutzten sie ihre einfachen Krücken als zusätzliches Mittel zur Fortbewegung. Es gab aber auch andere, kompliziertere Ausführungen. Fair den Fall, daß sie zum Klettern gezwungen waren, benutzten die Caliguren teleskopartig ausfahrbare Krückenpacks, die sie zur Bewältigung

selbst der schwierigsten Bewegungsaufgaben befähigten. Manche Caliguren benützten zudem AntigravDruckprojektoren, die eine Krücke simulierten. Deren Anwendungsgebiete lagen jedoch oft in energetischen Bereichen, wo fünfdimensionale Ausstrahlungen störten.

Genau an ihrem 55. Geburtstag verließ Siebenton mit der CZACZYK den Planeten Operhance. Das Raumschiff war so gut wie neu. Alle überfälligen Instandhaltungsarbeiten waren während der Reparaturzeit ausgeführt worden, und stolz gab Tseekz die Liste der nächsten fünf Stationen bekannt, die sie anfliegen würden. Die entsprechenden Aufträge hatten schon vor dem Unglück vorgelegen, drei davon auf Vermittlung von Walyon, einer war noch dazugekommen.

Der erste Planet, den sie anflogen, benötigte Raumfahrttechnologie. Seine Bewohner waren gerade auf dem Nachbarplaneten gelandet und verfügten noch nicht über Hypertechnik. Um die CZACZYK zu erreichen, hatten sie ein zufällig gelandetes Schiff der Mönche gebeten. Tseekz versorgte die Planetarier mit den Grundbausteinen der 5\_D\_Technik und zeigte ihnen, wie sie sich ihr erstes Sternenschiff bauen konnten.

Als Preis nahm er nur einige Zentner an Bodenschätzten an Bord. Er spekulierte, wie Walyon gesagt hatte, auf die Zukunft dieses Volkes und darauf, daß er und seine Nachkommen dessen Partner in allen Geschäftsfragen sein könnten.

Die zweite Station war eine Welt der Fothok, jener Insektoiden von durchschnittlich einem Meter Größe, deren grüne Körperfarbe mit schwarzen Maserungen sie als eine der vielen Nachkommen der Tessma auswies. Sie hätten einen Terraner an irdische Grashüpfer erinnert, gingen allerdings aufrecht und besaßen statt sechs Gliedmaßen deren acht, die zwei größten davon zur Fortbewegung. An den vorderen Enden der Köpfe saßen zwei handtellergroße Augen, die aus jeweils etwa tausend schwarzen Sehzellen bestanden. Die Münder der Fothok standen permanent offen. Siebenton konnte allerdings keine Zähne erkennen, sondern eine sich dauernd bewegende, gespaltene Zunge.

Die Fothok galten überall in Shaogen\_Himmelreich als billige, aber zugleich sehr geschickte Arbeitskräfte. Fast auf jedem Planeten waren sie zu finden und vermehrten sich in Nestern aus geschnippelem Abfall, in denen sie ihre Gelege aus bis zu sechs Eiern unterbrachten.

Sie entwickelten wenig Initiative, solange ihre Ernährung und Gesundheit gewährleistet waren. Eigene Raumschiffe existierten zwar, doch die Insektoiden zogen es vor, mit anderen raumfahrenden Völkern als Passagiere und Arbeiter zu reisen. Auf dieser Welt wollten die ansässigen Fothok jedoch ihre kleine Flotte von neunzig Meter durchmessenden, linsenförmigen Schiffen technisch aufrüsten und überholen lassen, und Tseekz tat ihnen gern den Gefallen. Sein Lohn war ein Wartungsvertrag über hundert Jahre hinaus.

Die nächsten Stopps verliefen ähnlich ereignislos und unkompliziert. Siebenton lernte eine Menge über die galaktischen Völker und über Technik. Sie war selig. Sie interessierte sich einfach für alles, was ihr noch mehr Bewunderung seitens der Cahguren einbrachte. Seit vielen Monaten hatte sie keine Alpträume mehr gehabt.

Dann aber kam die fünfte Station, und Siebentons geistiger Höhenflug erhielt einen abrupten, grausamen Dämpfer.

\*

Es war ein Planet der Mönche. Siebenton hatte sich bereits auf das Wiedersehen mit ihresgleichen gefreut, doch was sie dann erleben mußte, war deprimierend und im höchsten Maß abschreckend.

Der Planet Farrow befand sich noch tief im Einflußbereich des Sternlichts, und so huldigten die Mönche der herrschenden Religion. Nach außen hin gaben sie sich friedliebend und liberal, doch als die CZACZYK auf dem Raumhafen der Hauptstadt Dangor gelandet war, zeigten sie ihr wahres Gesicht.

Sie wurden nicht von dem Kult oder einer frei gewählten Regierung verwaltet, sondern durch einen Diktator, der mit eiserner Faust herrschte. Dieser etwa zweihundertjährige, äußerlich eher schwächliche Mann namens Trell hatte die Grenzen seiner Macht erreicht und träumte davon, ein kleines Sternenreich zu gründen, das er mit den gleichen Mitteln regieren wollte wie seine Untergebenen auf Farrow.

Und diese Mittel waren Gewalt und Terror.

Siebenton begleitete Tseekz und ein halbes Dutzend weiterer Caliguren auf ausdrücklichen Wunsch des Kommandanten, als sie das Raumschiff verließen und sich zu einem Empfang bei Trell begaben.

Farrow war auf den ersten Blick eine schöne Welt, aber nur solange man nicht genauer hinsah. Die Natur war krank, die Atmosphäre vergiftet. Industrieanlagen durchzogen die Oberfläche wie Krebsgeschwüre, Betonstädte wuchsen in die Breite und Höhe und schlugen weitere Narben.

Dangor war die schlimmste von ihnen. Siebenton konnte kaum glauben, daß dieser Alptraum von Mönchen gebaut worden war, die sonst überall in der Galaxis darauf achteten, mit der Natur in tiefem Einklang zu leben. Farrow war hoffnungslos überbevölkert, vielleicht kam daher der Wunsch des Diktators nach neuen Welten, neuem Lebensraum. Er konnte das formulieren, wie er wollte, ihr machte er nichts vor. Und das sagte sie den Caliguren.

Bzeebzee war ebenfalls mit von der Partie. Mit ihr hatte Siebenton sich in den letzten Monaten besonders angefreundet. Die Caligurin flog den Gleiter, mit dem sie zu Trells Palast unterwegs waren, einem häßlichen Turm mitten im Zentrum der Stadt, deren graue, zur Peripherie flacher werdende, phantasielose Gebäude sich von Horizont zu Horizont erstreckten.

“Trell möchte Raumschiffe haben, die ich ihm zum entsprechenden Preis besorgen oder auch bauen könnte”, sagte Tseekz, kurz bevor sie den Vorplatz des Palastes erreichten. Links und rechts wurden sie von deltaflüglichen Gleitern eskortiert. “Er möchte, daß ich seine schon vorhandene Flotte aus achtzehn Einheiten technisch aufrüste. Er braucht sie und die neuen Schiffe angeblich für seine angestrebte *Allianz des Glaubens*. Was hältst du davon, Siebenton?”

“Nichts”, sagte sie. “Aufgrund der Informationen, die ich schon von dir und Bzeebzee bekam, bin ich der Ansicht, daß es Trell nicht um den Glauben und dessen Verteidigung geht, sondern um die bloße Ausdehnung seiner Herrschaft. Die Verteidigung des Glaubens kann er getrost der Priesterschaft und den Außenwächtern überlassen. Trell will ein Imperium aufbauen, das heißt, andere Planeten überfallen und unterjochen—bis er vielleicht zur Gefahr für den Frieden in ganz Shaogen-Himmelreich wird. Sprich es doch aus: Er will, daß du ihm seine Raumschiffe aufrüstest. Du sollst Waffen installieren und ihm dazu noch neue Kriegsschiffe besorgen. Ist es nicht so?”

Tseekz hatte es bisher immer nur wortreich umschrieben. Jetzt nickte er.

“Ich kann sein Angebot nicht völlig, ablehnen”, meinte er. “Natürlich werde ich ihm keine Waffen liefern, aber unbewaffnete Schiffe muß ich ihm bauen oder bringen. Das ist unser Ehrenkodex, Siebenton. Kein Caligur darf seine Hilfe verweigern, wenn man ihn darum bittet und bezahlt.”

“Ein seltsamer Ehrenkodex”, erwiederte sie, “aber das ist eure Sache und geht mich nichts an.”

“Wir landen”, verkündete Bzeebzee aus der Pilotenkanzel.

Wenige Sekunden später setzte der Gleiter auf. Die Deltaflügler zogen hoch und verschwanden am Himmel. Vor dem großen Tor des Palasts, am Ende einer hohen und breiten Treppe, wartete bereits ein Empfangskomitee auf die Ankömmlinge.

Sie stiegen aus und wurden durch edel ausgestattete Korridore zu einem noch prunkvoller Saal geführt, in dem eine lange Tafel gedeckt war. An ihrem Ende stand ein schmächtiger Mönch inmitten von anderen, die alle weiße Schärpen trugen—vermutlich eine Art Leibgarde. Siebenton hatte diese Schärpen schon bei anderen Mönchen auf Farrow gesehen, und zwar immer bei solchen, die Befehle gaben und mindestens eine Waffe trugen.

“Seid mir begrüßt, meine Freunde!” rief Trell, der Schmächtige, als die Caliguren vor ihm standen. Etwas befremdlich schien er zu registrieren, daß eine Mönch inmitten von anderen war. “Ich habe ein Mahl vorbereiten lassen, auf daß wir uns gemeinsam stärken, bevor wir zu den Geschäften kommen.”

*Das könnte dir so passen*, dachte Siebenton, aber gleichzeitig wußte sie, daß sie nichts ändern konnte. Sie hatte Tseekz gesagt, was sie von diesen Geschäften hielt, mehr konnte sie nicht tun.

Es wurde getafelt. Siebenton erhielt eine Schüssel mit einem Trinkrohr, die Caliguren bekamen festeres Essen mit dem entsprechenden Besteck. Als einer der vielen Diener Siebentons Schüssel dann abräumte, steckte

er ihr in einem unbeobachteten Moment schnell einen klein zusammengefalteten Zettel zu. Sie steckte ihn ein und tat so, als sei nichts geschehen.

Trell wiederholte nun seine Forderungen und nannte den Preis, den er dafür zu zahlen bereit war. Das war selbst für caligurische Verhältnisse sicher ein halbes Vermögen. Siebenton bangte um .

Tseekz' Standhaftigkeit. Doch der Kommandant der CZACZYK antwortete dem Diktator in blumigen Worten und gab deutlich zu verstehen, daß er ihm zwar seine Schiffe modernisieren und neue verkaufen wolle, aber keine Waffen liefern oder einbauen.

Als Drell darauf harsch reagierte und ziemlich unverhohlen damit drohte, dann eben andere Caliguren zu kontaktieren, redete Tseekz wieder von einem Ehrenkodex und davon, daß kein Caligur .ihm die gewünschten Waffen liefern oder herstellen würde, kein einziger innerhalb dieser Galaxis.

Die Atmosphäre kühlte merklich ab, und man vertagte sich auf morgen. Als Trell die Caliguren und Siebenton verabschiedete, war keine Rede mehr von "meinen Freunden".

Eine Stunde später befanden sie sich wieder im Raumschiff, und Siebenton suchte ihre Kabine auf. Dort holte sie den Zettel aus dem kleinen Täschchen in ihrer Schärpe hervor und faltete ihn auseinander. Er bestand aus einer Art sehr dünnem Pergament, und auf ihm stand in sehr kleiner Schrift zu lesen

*"Helft uns und verratet uns nicht, sonst ist uns der Tod gewiß! Traut Trell nicht! Der Diktator herrscht mit seiner Weißen Garde grausam und brutal über unser Volk—viel schlimmer, als ihr es euch vorstellen könnt. Rebellen und Andersdenkende werden ohne Prozeß getötet oder gefoltert, bis ihr Wille gebrochen ist. Drell will ein Sternenreich aufbauen und immer mächtiger werden, bis er eines Tages ganz Shaogen\_Himmelreich den Krieg erklären kann. Er ist nicht vorn Sternlicht erfüllt, er ist ein. Ungeheuer. Seine Untergebenen gehorchen ihm blind, aber in, Wirklichkeit nur, um nicht auch sterben zu müssen. Die Bevölkerung leidet Hunger und Not. Bitte helft uns—wenn ihr es nicht könnt, wer dann?"*

Siebenton betrachtete den Zettel lange. Dann ging sie mit ihm in die Zentrale und zeigte ihn Tseekz. Auch Bzeebzee bekam ihn zu lesen und noch einige andere.

"Das ist furchtbar", sagte der Kommandant schließlich. "Aber ich kann nicht so einfach ..."

"Du kannst es, Tseekz", sagte Siebenton heftig. "Entschuldige meine Einmischung in eure Angelegenheiten, aber du darfst dem Diktator unter diesen Umständen nicht das\_ kleinste Modul für seine Schiffe liefern, die einmal eine Raumflotte zum Zweck der Kriegsführung werden sollen. Gehe in dich, bitte! Das nächste Sternlicht steht bevor, warte es ab, entscheide dann. Aber ich flehe dich jetzt schon an, starte mit der CZACZYK, ohne es zu diesem Geschäft kommen zu lassen. Oder ist euer Ehrenkodex wichtiger als der Friede? Ihr habt alle gesehen, was auf Seevenor geschehen ist. Soll es denn bald überall in Shaogen\_Himmelreich wieder so aussehen? Du wirst nicht daran zugrunde gehen, wenn du auf dieses Geschäft verzichtest. Und kein anderer Caligur wird dir Vorwürfe machen. Im Gegenteil, deine mutige Entscheidung wird in der Galaxis gepriesen werden."

"Ich unterstütze Siebenton", meldete sich Bzeebzee zu Wort. "Sie hat in allen Punkten recht. Wir können es uns erlauben, Tseekz."

Der Kommandant war unsicher. Er versprach, darüber nachzudenken, und Siebenton zog sich abermals in ihre Kabine zurück. Bzeebzee begleitete sie, verabschiedete sich aber nach einer Weile, und Siebenton zündete sich ihre Dozzpfeife an. Lange würde ihr Kraut nicht mehr reichen, und noch wußte sie nicht, woher sie Nachschub bekam.

Sie konnte einfach nicht verstehen, wie von Wesen, noch dazu Mönchen, so viel Böses getan werden konnte. Dabei durchdrang sie doch alle siebzig Stunden das Sternlicht und erinnerte sie daran, daß sich alles im wirklichen Leben rächte. Oder waren Verbrecher wie Drell etwa Ungläubige, deren Seelen sich irgendwann dem Licht verschlossen hatten?

Waren sie nicht besser als die Kämpfer des Traal?

Und das schlimmste: Sie konnte nichts für die armen geknechteten Bewohner dieses Planeten tun. Sie konnte nicht einfach hingehen und von Tseekz verlangen, etwa Wolkenort anzufunkeln und auf die hier herrschenden Zustände aufmerksam zu machen. Sie wußte nicht einmal, ob darauf reagiert werden würde—and

das machte sie noch verzweifelter. Vielleicht nach einem Eilstart von der Planetenoberfläche?

Aber ihr waren die Hände gebunden. Sie mußte hilflos mit ansehen, wie Mönche von Mönchen gequält und brutal unterdrückt wurden, im Namen einer *Allianz des Glaubens*. Vielleicht hätte Drell selbst die Seelenhirten mit dieser angeblichen Allianz blenden können.

Siebenton brauchte an diesem Tag lange, bevor sie einschlief. Und dann wurde sie nach kurzer Zeit wieder geweckt, doch diesmal nicht von einem durchs Schiff heulenden Alarm.

Es war der Start. Die CZACZYK hatte den Planeten Farrow verlassen.

Siebenton lief in die Zentrale und war sich nicht zu schade, vor Tseekz auf die Knie zu fallen und sich ausgiebig bei ihm dafür zu bedanken, daß er auf jegliches Geschäft mit dem Tyrannen verzichtet hatte. Sie fürchtete, daß damit ihr Kredit aufgebraucht sei, doch das Gegenteil war der Fall.

Der Kommandant half ihr, sich aufzurichten, und beteuerte, daß sie ihn und sein Schiff zum zweitenmal gerettet habe—diesmal davor, durch zweifelhafte Geschäfte, in Unehre und Schande zu fallen. Sie war willkommener denn je an Bord.

\*

Jahre vergingen, und Siebenton lernte mit den Caliguren immer mehr Welten und Völker der Galaxis kennen. Oft dachte sie an Walyon und daß es bald an der Zeit wäre, nach Wolkenort heimzukehren und nach ihm zu suchen. Die Zeit“ die ihnen vielleicht blieb, um miteinander glücklich zu sein, wurde ohnehin von Jahr zu Jahr knapper. Jedes Jahr, um das Siebenton ihre Rückkehr hinausschob, war eines weniger für sie. Sie war inzwischen über siebzig. In etwa fünfzig Jahren würde sie das Geschlecht wechseln und zum Mann werden.

Und dann? War es denn so völlig ausgeschlossen, daß sie und Walyon Partner blieben oder wenigstens gute Freunde?

Sie lachte sich selbst aus. Noch war überhaupt nicht erwiesen, daß sie und Walyon jemals ein Paar werden würden. Vielleicht traf sie ihn auf Wolkenort gar nicht mehr an.

Siebenton hatte viele Verhaltensweisen der Caliguren übernommen. Sie kannte die Bedeutung jeder noch so unscheinbaren Geste. Sie aß mit ihnen zusammen, wobei sie als Mönchin natürlich ihren Brei bevorzugte, philosophierte mit ihnen, lernte von ihnen und ließ sie von sich lernen. Immer wieder hatte sie Ideen, wie dieses und jenes Problem zu beheben war, an dem die Techniker schier verzweifelten.

Bzeebzee sagte es einmal ganz deutlich: “Der Tag, an dem du uns verläßt, wird ein schlimmer Tag für uns sein.”

Aber noch fühlte sie sich wohl bei ihnen und wurde nicht satt davon, immer neue Welten und Zivilisationen kennenzulernen, zu denen sie nur die Caliguren bringen konnten. Sie war glücklich an Bord der CZACZYK.

Hier fand sie die Anerkennung, die ihr als Frau unter den Mönchen nie hätte zuteil werden können. Die Caliguren waren überhaupt zugänglicher als die meist steifen, unnahbaren und daher oft als arrogant verschrienen Artgenossen. Auch das machte sie, neben ihren Fertigkeiten, bei den Völkern dieser Galaxis so beliebt.

Es gab ein weiteres Erlebnis, das Siebenton in der Absicht bestärkte, später einmal alles daranzusetzen, um Ungerechtigkeiten und Willkür zu beseitigen, wo sie nur konnte. Und das konnte sie nur, wenn sie einflußreich genug war.

Längst schon hatte Siebenton den Entschluß gefaßt, sich der Priesterschaft anzuschließen und dann, als Mann, eine möglichst hohe Stellung zu erreichen. ‘Prell war nicht vergessen, und Kavdar auch nicht.

Kavdar war wieder ein Planet mit einem Volk auf niedriger Entwicklungsstufe. Es handelte sich bei den Bewohnern um Insektoiden, die sich selbst Craahzz nannten. Sie waren bis zu zwei Meter groß und besaßen, im Gegensatz zu den meisten bekannten Arten, Chitinpanzer mit braun-rot gemaserter Oberfläche.

Ihr Herrscher, der Craah, hatte mit der einzigen vorhandenen Hyperantenne, die sie besaßen, in den Raum gefunkt und zufällig die CZACZYK erreicht. Wie sich herausstellte, war ihm diese Antenne mitsamt der dazugehörigen schwachen Anlage von einem anderen Caliguren verkauft worden, der vor unzähligen Jahren

auf Kavdar gelandet war.

Nach dem Zustandekommen des Kontakts bat der Craah die Raumfahrer, auf Kavdar zu landen und sich seine Bitten anzuhören. Er tat geheimnisvoll und winkte mit einem Auftrag, für den er überaus gut zu bezahlen bereit war. Also tat ihm Tseekz den Gefallen, blieb aber mit der CZACZYK im Orbit um den Planeten und landete mit einem kleinen Beiboot, das wieder von Bzeebzee gesteuert wurde.

Und abermals war Siebenton mit von der Partie.

Sie wurden vom Craah vor einem riesigen Tempel ampfangen, der inmitten von geshmückten Grünanlagen im Zentrum der Hauptstadt lag. Die Häuser der Eingeborenen waren allesamt kuppelförmig, während der Tempel pyramidenartig angelegt war.

Der Craah machte keinen Hehl daraus, wozu er diente. Es handelte sich bei den Craahzz von Kavdar um eine kultische Splittergruppe, die das Shaogen\_Sternlicht auf ganz eigene Weise verehrte. Ihre ranghohen Mitgliederausnahmslos Priester und reiche Händler—zogen sich vor dem nahenden Tod in den Tempel zurück. Da sie nun auch im Leben nach dem Tod nicht auf ihre zahlreiche Dienerschaft verzichten wollten, wurden die Diener unmittelbar nach dem Ableben der Händler und Priester ebenfalls in den Tempel geschafft und in der Grabkammer ihres Herrn geopfert.

Es war in Siebentons Augen blanke Mord, und fast überfielen sie Zweifel am Shaogen\_Sternlicht, das dies alles duldet. Nur die Stärke ihres Glaubens, ihr Trotz und ihr Wille, dies einmal zu ändern, bewahrten sie vor dem Frevel.

Diesmal brauchte sie Tseekz gar nicht erst zuzureden. Der Caligur verzichtete nach Beratung mit seiner Mannschaft auf das Geschäft, das darin bestanden hätte, eine stärkere Hyperfunkanlage und ein Raumschiff zu bauen, mit dem die Botschaft der Sekte auch anderen Völkern gebracht werden könnte.

Tseekz verließ den Insektenplaneten, verfolgt von den Flüchen und Verwünschungen des Craah, und machte anderswo seine Geschäfte. Es ging den Caliguren von der CZACZYK gut, niemand hatte Grund zu klagen.

Siebenton lernte nicht nur Zivilisationen kennen, die sie abschreckten, sondern auch solche, die sie bewunderte, weil sie Kraft im Glauben fanden und so lebten, wie Siebenton sich das überall in Shaogen\_Himmelreich wünschte: in Harmonie und Frieden, Freundschaft und tiefem Einklang mit dem Sternlicht.

So gingen weitere Jahre ins Land, und schließlich wußte die Mönchin, daß es an der Zeit war, Abschied zu nehmen.

Sie sagte es Tseekz und ihren anderen Freunden, bevor die CZACZYK auf einem der bedeutenderen Sauerstoffplaneten—von Shaogen\_Himmelreich landete, einer Welt der Mönche. Siebenton war inzwischen 85 Jahre alt geworden. Bis zur Geschlechtswandlung blieben ihr somit minimal 35, maximal 45 Jahre. Die Sehnsucht nach Walyon war wieder größer geworden. Und sie spürte, daß sie in ein normales Leben” zurückkehren mußte, daheim auf Wolkenort.

Die Vagabundiererei mit den Caliguren durch Shaogen\_Himmelreich hatte ihr unendlich viel an neuem Wissen und auch Fähigkeiten beschert. Aber wenn sie noch länger blieb, würde sie den Absprung überhaupt nicht mehr schaffen. Der Abschied mußte jetzt sein, auch wenn es ihr sehr weh tat.

“Wir sind alle sehr traurig”, sagte Tseekz, “aber du hast recht, du mußt jetzt an dich denken. Wir werden dich vermissen und niemals die junge Mönchin vergessen, die wie ein guter Geist an Bord war. Es war auch für uns eine glückliche Zeit. Unsere Gebete werden dich begleiten, Siebenton, wohin du auch gehst. Möge dein Weg sich so gestalten, wie du es dir von der Zukunft erhoffst.”

“Danke”, sagte sie gerührt und kämpfte mit den Tränen. “Ich werde versuchen, auf diesem Planeten eine Passage nach Wolkenort zu bekommen oder zu einer Welt, von der ich nach Wolkenort gelange. Ich nehme nicht an, daß wir uns noch einmal Wiedersehen, denn das Universum ist groß, und es gibt viele Milliarden Sonnen und Planeten in Shaogen\_Himmelreich. Wißt ihr schon, wohin euch euer Weg nach diesem Auftrag führen wird?”

“Wir haben ein Angebot aus der äußereren Galaxis”, erklärte Tseekz. “Vielleicht nehmen wir es an.”

Als "äußere Galaxis" wurden jene etwa zehn Prozent von Shaogen\_Himmelreich bezeichnet, die nicht vom Sternlicht erfaßt wurden. Das waren in der Hauptsache die Spiralarme der galaktischen Ellipse.

"Dann nehmt euch vor dem Traal in acht", warnte Siebenton.

Tseekz lachte.

"Auch der Traal\_Gegenkult schätzt und braucht unsere technischen Fertigkeiten. Aber keine Sorge, er kann um uns werben, aber wir Caliguren haben nicht die Absicht, ihn zu stärken."

Siebenton verließ die CZACZYK auf dem Raumhafen von Garz, einer der großen Städte von Weiler, wie die Mönche ihren Planeten nannten. Bzeebzee brachte sie mit dem Gleiter zum Abfertigungsgebäude, wo sie erfuhr, daß in drei Tagen ein Schiff erwartet wurde, das nach Wolkenort weiterflog. Zum Abschied überreichte die Freundin ihr einen neuen, prall gefüllten kleinen Beutel mit Dozzkraut.

"Ich danke dir herzlich", sagte Siebenton überrascht. "Ich mußte so lange darauf verzichten, ich weiß gar nicht mehr richtig, wie es in der Pfeife schmeckt."

Beide lachten. Dann umarmten sich die körperlich ungleichen Wesen, und Bzeebzee hüpfte davon, schwang sich in den Gleiter und raste zum Schiff zurück.

Siebenton war ihr dankbar dafür. Der Schmerz über den Abschied war groß genug, warum ihn unnötig verlängern?

Das Shaogen\_Sternlicht kam über sie, als ob es die neue Epoche in ihrem Leben mit ihr zusammen beginnen wollte. Siebenton dachte nach dem Gebet an Walyon, und schon sah die Zukunft wieder etwas rosiger aus.

Nach drei Tagen landete das Mondschiff, und noch einmal zwei Tage danach war Siebenton mit ihm unterwegs zum zwölften der insgesamt siebzehn Planeten der roten Riesensonne Wolk, Tausende von Lichtjahren näher am galaktischen Zentrum gelegen.

## 5.

*Lokhout*

*Siebenton, 115 Jahre*

Ihre Kinder hießen Silkon und Paturch. Silkon war vier Jahre alt, Paturch fünfzehn. Beide stammten sie nicht von Walyon, sondern von Lokhout. Sie waren so ziemlich das einzige, woran sich Siebenton erfreuen konnte. Mit der CZACZYK hatte sie, wie es schien, vor dreißig Jahren auch vom Glück Abschied genommen.

*Vor dreißig Jahren ...*

Alles fing damit an, daß sie Walyon nicht mehr angetroffen hatte. Der Priester war von einer Mission, wie es hieß, nicht mehr zurückgekehrt. Worin diese Mission bestanden hatte, das erfuhr Siebenton nicht. Sie war jetzt wieder eine Frau des Volkes der Mönche und hatte diese Rolle zu spielen. Das bedeutete körperliche Arbeit, Gehorsam und keine Fragen.

Vorbei waren die Zeiten, da sie das anerkannte Mitglied einer wundervollen Gemeinschaft gewesen war. Walyon hätte sie verstanden und ihr Raum gelassen für ihre Neugier und ihren Betätigungsdrang, aber Walyon war nicht mehr da. Niemand wußte, ob er überhaupt jemals zurückkam. Sie stand allein und wußte, wie töricht es von ihr gewesen war, sich auf einen Mönch, einen einzigen und ganz bestimmten, zu verlassen.

In der Folgezeit hatte sie versucht, frühere Bekannte wiederzufinden, aber auch da hatte sie Pech—bis auf eine Ausnahme. Oriwad, inzwischen 167 Jahre alt, hatte sich bereits zum Lagerverwalter in einer großen Fabrik in Bleuht hochgearbeitet. Nun ein Mann, stand ihm der Weg in eine größere Karriere offen. Er freute sich ehrlich, als Siebenton ihn aufsuchte, und beschaffte ihr eine Anstellung in seiner Fabrik, damit sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnte.

Sie trafen sich oft privat, wenn beide Freischicht hatten, und dann erzählte ihm Siebenton von ihren Abenteuern, seitdem sie die Kolonne verlassen hatte. Er konnte es anfangs nicht glauben, doch Siebentons überzeugende Art wischte die Zweifel beiseite.

Allerdings konnte auch er ihr nicht helfen. Er bewunderte sie für ihre Erfahrungen, war aber selbst zu sehr Gefangener des gesellschaftlichen Systems der Mönche, um ihr eine Hilfe zu sein. Wenn sie mit den anderen Frauen im Lager hart arbeitete, schwieg sie meistens, wenn sich die anderen unterhielten. Rasch galt sie als Außenseiterin, als arrogant und stur. Doch die Belanglosigkeiten, über die sich die Arbeiterinnen unterhielten und aufregten, waren für sie dumme Lappalien, die sie nichtinteressierten.

Sie sah die viel zu komplizierten und ineffektiven Arbeitsabläufe in der Fabrik und hätte Dutzende von Verbesserungsvorschlägen zu machen gehabt, so, wie sie es früher getan hatte. Aber jetzt hielt sie sich damit zurück, um die Kluft nicht noch größer werden zu lassen.

Sie fühlte sich furchtbar allein, wie auf einer einsamen Insel mitten im großen Ozean. Nachts lag sie in der Unterkunft der Arbeiterinnen und hörte sie über sich tuscheln. Dann rauchte sie allein ihre Dozzpfeife und drehte sich auf die Seite, und als die anderen endlich schliefen, träumte sie von den Caliguren und dem Weltraum, von Walyon und sogar manchmal von ihrer Zeit bei Koliwan.

Allerdings kamen auch ihre Alpträume wieder.

Die Jahre vergingen, und sie ließ sich nicht kleinkriegen. Sie gewöhnte sich an die dummen Gespräche und Späße der anderen und nahm um des lieben Friedens willen daran teil, aber in ihrem Innern blieb sie sie selbst. Und kurz bevor ihr auf zehn Jahre befristet Arbeitsvertrag ausgelaufen war, lernte sie Lokhout kennen.

Lokhout war ein 202 Jahre alter Mönch, der es in seinen 75 Mannesjahren zu hohem sozialen Ansehen und einer einflußreichen Stellung in der Stadtverwaltung von Bleuht gebracht hatte. Der Weg noch weiter nach oben stand ihm weit offen. Er war kein Priester, verkehrte aber mit den höchsten Shaogen\_Hütern. Zweimal hatte er sogar eine Audienz beim Seelenhirten erhalten.

Entsprechend konservativ war er eingestellt.

Siebenton hatte ihn zum erstenmal gesehen, als er ihre Fabrik inspizierte. Er hatte sofort Eindruck auf sie gemacht. Lokhout war für einen Mann eine stattliche Erscheinung, groß und gutaussehend. Jedes seiner Worte war wohlüberlegt. Und auch Siebenton mußte ihm aufgefallen sein, denn bei der nächsten Begegnung in einer Dozz\_Stube in der Stadt erkannte er sie sofort wieder und kam zu ihr auf die Decke.

Sie unterhielten sich, und am Ende stand eine Verabredung für Siebentons nächsten arbeitsfreien Tag. Sie trafen sich dann, und Lokhout führte sie mit seinem Gleiter zu einigen der schönsten Parks und Wildnisse auf diesem Teil des Planeten. Siebenton fühlte sich endlich akzeptiert, denn er ließ sich ebenfalls ihre lange Geschichte erzählen. Sie verschwieg nur Walyon und ihre Probleme bei der Arbeit.

Lokhout war mehr und mehr von ihr angetan. Ihre Erlebnisse begeisterten ihn. Gleichzeitig aber machte er klar, daß sie für ihn eine Frau wie jede andere sei, hier auf Wolkenort, und er sie nur in dieser Rolle als seine Lebensgefährtin sehen wollte.

Es war ein Antrag, und Siebenton nahm ihn ohne Bedenkzeit an. Später fragte sie sich oft, wieso sie sich so schnell hatte überrumpeln lassen. War es nur die Sehnsucht nach einer Geborgenheit gewesen? War es das sichere Gefühl, daß Walyon nicht von seiner Mission zurückkommen würde? Waren es die Bedürfnisse ihres Körpers gewesen—der immer stärker gewordene Wunsch nach eigenen Kindern, solange sie noch als Frau lebte?

Tatsache war, daß auch Lokhout Kinder haben wollte. Also zog sie mit ihm in sein Haus ein, eine flache, großzügig angelegte Villa in einem Grüngürtel am Stadtrand. Lokhout besorgte ihr eine andere Arbeit, die zwar ebenfalls hart war, aber nicht so stupide und reizlos wie in der anderen Fabrik. Mit Oriwad traf sie sich noch ein paarmal, und die ehemalige Ziehmutter gestand ihr, daß sie/er sich ebenfalls Hoffnungen auf sie gemacht habe. Aber das war nun vorbei. Oriwad hatte zu lange geschwiegen, und außerdem wäre er nicht das gewesen, was Siebenton sich als Gefährten vorgestellt hatte.

Nach drei Jahren wurde sie zum erstenmal schwanger und gebar zwei Jahre später Paturch. Von diesem Augenblick an wurde in ihrer Beziehung zu Lokhout vieles anders. Er ließ sie nicht mehr zur Arbeit gehen, sondern zu Hause bleiben und sich um das Mädchen kümmern. Zudem engagierte er noch ein Kinder\_ und Hausmädchen.

Er isolierte Siebenton von allen anderen Mönchen. Sie hatte jetzt praktisch keinen Kontakt mehr zur

Außenwelt.

Siebenton wurde todunglücklich. Sie sehnte den Tag herbei, an dem sie endlich ein Mann werden würde und frei ihren Neigungen und Ambitionen nachgehen konnte. Doch noch waren es, statistisch gesehen, zwanzig bis dreißig Jahre bis dahin.

Und Lokhout wollte weitere Kinder. Siebenton begann zu kränkeln. Sie fühlte sich, als würde sie innerlich Tag für Tag ein bißchen mehr verstümmelt. Ihre großen Ideale und Pläne—was war von ihnen geblieben? Wie sollte sie sie jemals verwirklichen, wenn Lokhout sie mit seiner allgegenwärtigen Dominanz begrub?

Es dauerte sieben lange Jahre, bis sie wieder schwanger wurde. Silkon wurde geboren, als Siebenton 111 Jahre alt war. Sie freute sich über das Kind, wenn auch nicht über die Umstände, unter denen es zur Welt kam. Lokhout betrachtete es, wie. auch Paturch, als seinen Besitz.

Siebenton empfing von ihm keine Liebe mehr, schon gar nicht Anerkennung. Wenn es nach ihm gegangen wäre, dann wäre sie zur reinen Gebär\_ und Aufzuchtmaschine degeneriert.

Zum zweitemal in ihrem Leben spielte sie mit dem Gedanken an den Tod. Das Sternlicht bewahrte sie davor und der neue Trotz, der in ihr wuchs.

Und noch etwas ...

Walyon kehrte nach Wolkenort zurück.

\*

Sie erfuhr durch Zufall davon, bei einer der wenigen Gelegenheiten, das Haus zu verlassen und in die Stadt zu gehen. Dort traf sie Oriwad, und dieser berichtete davon, daß ein einflußreicher und lange verschollener Mönch von einer Mission zurückgekommen sei. Mehr brauchte er nicht zu sagen. Sie wußten beide, wer damit gemeint war.

Siebenton schöpfte neue Hoffnung. Ihr körperlicher Zustand besserte sich schlagartig. Plötzlich hatte sie wieder Appetit, und sie freute sich auf den neuen Tag. Dreißig Jahre hatte sie gewartet und gelitten. Das konnte nicht umsonst gewesen sein. Jetzt, das wußte sie, würde sie einen Weg finden, zu Walyon zu gelangen oder ihm zumindest eine Nachricht zukommen zu lassen.

Sie trafen sich, als Lokhout auf einer Inspektionsreise war, die einige Tage andauern würde, im Zoo von Bleuht. Es war ein warmer, heller Tag. Der Himmel war rot wie immer, ohne eine einzige Wolke.

Walyon trug eine dunkelblaue Schärpe, fast violett. Je dunkler das Blau, wußte Siebenton natürlich, desto höher der Rang eines Priesters. Walyon lebte nun also in unmittelbarer Nähe des Seelenhirten, wenn er diese Farbe tragen durfte; unten in der *Inversen Wache*, der traditionellen, dreitausend Meter tief in den Boden gebauten Residenz des Hirten.

Walyon und Siebenton begrüßten sich herzlich. So konservativ die Mönche im Rollenverständnis von Männern und Frauen waren, so liberal waren sie in “moralischer” Hinsicht und was das Auftreten der Priester in der Öffentlichkeit betraf. Die Priester und ihre Schüler waren keine respektierte, aber ausgegrenzte Minderheit, die nach strengen Regeln zu leben hatte. Nur der Seelenhirte machte eine Ausnahme, sein Leben war dem Sternlicht geweiht. Seine Priester aber konnten sich an eine Frau binden und Kinder mit ihr haben, wenn sie dafür nur den Dienst am Glauben nicht vernachlässigten. Und auch für sie galt das gleiche wie für jede andere Partnerschaft: Sie war freizügig, kein Mönch durfte einen anderen *besitzen*.

Ein Partnerverhältnis konnte sogar jederzeit aufgelöst werden, wenn es zwingende Gründe gab. Es endete ohnehin spätestens dann, wenn die Frau die Transformation zum Mann durchmachte.

Niemand, der sie zufällig erkannte, nahm also Anstoß daran, daß Siebenton mit Walyon statt mit Lokhout durch den Zoobummelte. Es konnte der Beginn einer neuen Beziehung sein oder auch einfach ganz harmlos. Jetzt, da sie den Schritt getan hatte, konnte sich Siebenton es nicht erklären, daß sie sich so lange von Lokhout hatte einsperren lassen. Sie hatte vollkommen resigniert gehabt—and auch Angst davor, daß sie gesellschaftlich isoliert sein würde, wenn sie sich von Lokhout trennte. Seine Rachsucht hätte ihr jede Tür

versperren können. Manche Mönche waren zu mächtig, als daß man sie verlassen durfte.

Trotzdem, die Resignation war größer gewesen als die Angst, und Siebenton schwor sich, es nie wieder so weit kommen zu lassen. Ihre Probleme lösten sich nicht von selbst, wenn sie sich vor ihnen versteckte oder in eine Scheingeborgenheit duckte.

“So war es bei den Caliguren, und so war es nach meiner Rückkehr nach Wolkenort”, sagte Siebenton, nachdem sie Walyon in groben Zügen berichtet hatte. Sie saßen an einem kleinen Tisch vor einer Dozz\_Stube und schlürften einen grünlichen, wohlgeschmeckenden Brei. “Und du? Was hast du erlebt? Was war deine Mission? Oder darfst du nicht darüber sprechen?”

“Nur mit dem Seelenhirten und wenigen eingeweihten Priestern”, antwortete er. “Bitte versteh das. Später einmal wird jeder davon erfahren, aber nur durch den Hirten. Ich habe nicht das Recht, ihm zuvorzukommen.”

Sie nickte verständnisvoll.

“Was soll ich nun tun, Walyon?” fragte sie. *Im gleichen Moment durchzog ein heftiger Schmerz ihren ganzen Leib.* “Ich habe nie unsere gemeinsame Nacht vergessen, damals in der CZACZYK. Ich weiß jetzt, daß ich dich immer geliebt habe. Ich hätte wissen müssen, daß du zurückkommst. Ich hätte nie den Partnerbund mit Lokhout eingehen dürfen.”

“Du hast viele Fehler gemacht und eingesehen, Siebenton”, sagte er offen. “Und du hast aus ihnen gelernt—du hast es nur manchmal wieder vergessen. Du bist mit jeder Herausforderung gewachsen, und jedes Problem hat dich stärker gemacht. Ja, es muß furchtbar gewesen sein, nach Wolkenort zurückzukehren und wieder unmündig leben zu müssen. Aber bald ist es überstanden, dann ist deine Leidenszeit vorbei, Siebenton. Dann bist du ein Mann und kannst alles ausleben, was aus dir herauswill.”

Sie sah ihn an, in seine leuchtenden Augen. Er hielt ihrem fragenden Blick stand und legte seine Hand auf die ihre, streichelte sie zärtlich wie einst.

Doch vergeblich wartete sie auf die Worte, die sie sich von ihm ersehnte.

“Ich möchte ein Kind von dir haben, Walyon”, ergriff also sie die Initiative. “Laß mich das Verhältnis mit Lokhout lösen, und laß uns als Mann und Frau zusammenleben, solange es noch möglich ist. Ich weiß, daß du es auch möchtest. Meine Beziehung zu Lokhout hat keine Basis mehr, wir lieben uns nicht, und er quält mich.”

“Soll ich mit ihm reden?” fragte er.

Sie zog ihre Hand zurück und starrte ihn an. “Du... willst mich nicht bei dir haben? Ist es vorbei, Walyon?”

*Wieder der Schmerz. Er durchzog ihren ganzen Leib und konzentrierte sich an einem Punkt ...*

“Ja”, sagte der Priester. “Es ist vorbei, Siebenton. Wir werden immer gute Freunde bleiben, aber niemals ein Kind haben können. Ich sehe dir die Schmerzen am Gesicht an, und ich kenne diesen leicht grünlichen Schimmer auf der Haut, so, wie du ihn jetzt hast. Wie lange ist es schon so?”

Sie betrachtete ihre Arme und sagte verlegen: “Seit einigen Tagen—wieso? Und die Schmerzen hatte ich vorher noch nie. Ein wenig Übelkeit, ja, aber ich schrieb sie der Aufregung zu.”

Er holte ihre Hand zurück und drückte sie sanft.

“Weißt du es denn wirklich nicht? Hast du denn nie beobachtet, wie eine Frau zum Mann wurde?” fragte er. “Ich weiß noch genau, wie es bei mir begann. Grüner Schimmer auf der Haut, Übelkeit, dann die Schmerzen ...”

“Das kann nicht sein!” entfuhr es ihr. “Ich bin doch noch viel zu jung! Ich habe noch ... fünf oder zehn Jahre Zeit, vielleicht fünfzehn! s<

“Statistisch gesehen, ja. Aber du hast noch einige Monate Zeit, so lange dauert die Wechselphase, die bei dir jetzt eingesetzt hat, Siebenton. Verstehst du jetzt, warum es zu spät für uns ist? Du hast einmal im Scherz darüber gesprochen. Nun ist es leider bitterer Ernst geworden.”

Sie war wie in Trance, als sie den Zoo verließen. Benommen ließ sie sich von ihm zum Ausgang und zum wartenden Gleiter führen. Walyon brachte sie zu Lokhouts Villa und bot ihr an, mit ihr zusammen auf

Lokhout zu warten, um ihr beizustehen, falls er ausfallend werden würde.

“Laß nur”, sagte Siebenton, “ich habe den Schock hinter mir und werde allein auf mich aufpassen können. Komm, berühr mich ein letztes Mal! Danach werden wir uns erst wiedersehen, wenn ich ein Mann wie du bin—allerdings viel, viel jünger und natürlich viel besser aussehend.”

Sie lachten befreit, und noch einmal, das definitiv letzte Mal in ihrem Leben, waren beide zärtlich zueinander.

Dann ging er. Siebenton kehrte allein ins Haus zurück, das ihr nie ein Heim gewesen war, und begrüßte mit Tränen in den Augen ihre beiden Kinder.

Was Walyon betraf, war sie todunglücklich. Hätte sie die CZAZCYK nur früher verlassen, um ihn noch anzutreffen und vielleicht auf seiner Mission zu begleiten! Doch der viel zu frühe Wechsel hatte auch sein Gutes.

Ihr Problem mit Lokhout hatte sich von alleine gelöst.

\*

Lokhout war gezwungen, sich um sie zu kümmern, was er natürlich weitgehend seinen Bediensteten überließ. Als er von seiner Reise zurückkam und die Nachricht erhielt, hatte er zuerst getobt. Doch er konnte das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen.

Seine Partnerin wurde zu einem Mann. Und wie es bei den Mönchen Brauch war, mußte sich der jeweilige männliche Partner seiner bisherigen Partnerin annehmen, bis der Wandel vollzogen war.

Die Wechselphase war hart. In ihr, die mehrere Monate dauern konnte, war durch hormonelle Vorgänge die Intelligenz so weit herabgesetzt, daß die Noch\_Mönchinnen der permanenten Fürsorge bedurften. Ständig war jemand um Siebenton herum, sie wurde bemuttert wie ein kleines Kind und erhielt Medikamente, und ihre eigenen Kinder standen ratlos davor. Sie begriffen noch nicht, was mit ihrer Mutter geschah.

Und dann, nach diesen endlosen Wochen, wachte Siebenton aus ihrem langen Dämmerschlaf auf und wußte, jetzt war sie ein Mann.

Die Benommenheit fiel von ihr ab wie ein alter Schleier, den man packte und wegwarf, weit hinter sich. Sie war ein Mann, sie war ein Er und dieser Er war frei!

Das nächste, das neue Leben begann; das Leben, in dem alles anders und besser sein sollte, wo sie/er für sich selbst entscheiden und den so lange unterdrückten Neigungen und Leidenschaften nachgehen konnte.

Er war Siebenton, aber er dachte in großen Teilen noch wie eine Sie und daran, was die Männer der Mönche ihren Frauen antaten; daß es ohne die harte Arbeit der Frauen und ihre Kinder keine mönchische Zivilisation geben würde.

Siebenton schwor sich, das niemals zu vergessen—egal wohin ihr Weg sie auch führen würde.

Noch ahnte sie nicht, was vor ihr lag. Sonst hätte sie sich nicht so befreit gefühlt.

Siebenton hatte sich tatsächlich nie darum gekümmert, wie der Wechsel von Frau zum Mann genau aussah und wie die Unterschiede zwischen Frau und Mann, die nicht ganz so offensichtlich waren.

Sie sollte es jetzt kennenlernen, auf ihrem harten, steinigen Weg zur Macht.

ENDE

*Aus dem Mädchen Siebenton wird im Zuge der Entwicklung, die jeder Mönch in seinem Leben durchläuft, ein Mann. Die Zeit der schlimmsten Entbehrungen und Rückschläge scheint damit vorüber zu sein.*

*Wie es mit Siebenton weitergeht, das schildert Horst Hoffmann im nächsten PERRY RHODAN\_Roman, der unter folgendem Titel erscheint:*

**ALS DAS STERNLICHT ERLOSCH**